uwe freising



Der Weg nach Mysaka

und andere phantastische Geschichten

Inhaltsverzeichnis

Weißer Zauberer

Zauberer, zauber mich weg
laß dein zaubrisches Können erblitzen
Zauber mich weit weg
weg aus der Wüste der Kälte
in ein Märchenparadies
in ein buntes Leben
mit viel Humor
mit viel Gefühl
mit Aufrichtigkeit
und ohne Neid
Zauberer, weißer Zauberer
Zauber mich weg

Meine Stadt in der Wüste

"Ich habe immer wieder den gleichen Traum von dieser Stadt in der Wüste", bemerkte ich, während ich einen tiefen Schluck des köstlichen Rotweins zu mir nahm. Mein Freund schaute mich perplex an. "Was für 'ne Stadt?"
"Ja", sagte ich, "mindestens einmal pro Woche träume ich von dieser Stadt mit den weißen Lehmhäusern, die sich an die rauen Felswände schmiegen als wären sie ein Teil des Bergmassivs."
"Moment", fiel mir mein Freund ins Wort. "Eben sprachst du noch von einer Stadt in der Wüste. Jetzt sind da auf einmal Felsen. Seit wann gibt es denn Felsen in der Wüste?"
"Lass mich das doch mal erklären. Wenn du mich nicht laufend unterbrechen würdest, wäre dir das alles schon längst klar."
Mein Freund grunzte nur und nahm nun seinerseits einen kräftigen Schluck vom Wein. Aber danach lehnte er sich entspannt im Sessel zurück. Ein Zeichen für mich, dass ich nun - hoffentlich ungestört - weitererzählen durfte.
"Der Traum fängt immer gleich an. Ich reite auf einem Kamel durch eine enge Schlucht. Sand wirbelt durch die Luft. Es ist trocken und stechend

heiß. Der Stand der Sonne zeigt mir, dass es später Nachmittag sein muss. Aber obwohl ich heftig schwitze, ist mir das Klima nicht unangenehm. Auch verspüre ich keinen Durst. Nein, es ist kein Alptraum. Ich fühle mich wohl. Und ich freue mich auf die Stadt. Die Stadt, die wie ich aus all den vorherigen Träumen weiß, gleich hinter der nächsten Biegung liegt. Und kaum habe ich die Kurve halb durchquert, da erscheint mein Traumort auch schon zwischen den schroffen Felsen. Majestätisch erhebt sich vor mir das Nordtor. Es besteht aus zwei leuchtend weißen, glatten Säulen und einem Bogen, in den abertausende von kunstvollen, bizarren Ornamenten eingemeißelt sind."
"Halt, Halt!", unterbrach mich da mein Freund erneut - sehr zu meinem Ärger. "Woher weißt du, dass es das Nordtor ist?"
"Ganz einfach", fahre ich ihn barsch an, "ich habe eine Karte bei mir. Die Karte ist abgenutzt und teilweise eingerissen an den Rändern. Aber meine Stadt ist klar darauf zu finden. Sie liegt am Südrand eines mächtigen Gebirgszugs, der die ganze Breite der Karte einnimmt. Die Stadt wird im Osten und im Westen von hohen Bergen begrenzt. Dort gibt es keine Tore. Es existieren nur zwei Zugänge zur Stadt. Das Nord- und das Südtor. Im Süden der Stadt aber fällt die Schlucht steil zur Ebene hin ab. Wüste breitet sich hier bis

zum Horizont aus. Nichts als Sand. Kein Strauch, keine Oase, nichts. Ich aber komme ja immer aus dem Gebirge auf die Stadt zugeritten. Also ist das Tor, welches ich vor mir sehe, das Nordtor."
Mein Erklärungseifer hatte mich durstig gemacht, und so musste ich erst einen großen Schluck Wein zu mir nehmen, bevor ich weiterreden konnte.
"Ich reite also auf dem Kamel durch dieses phantastische Tor", nahm ich den Faden der Erzählung wieder auf, nachdem ich das Glas auf den Tisch zurückgestellt hatte. "Gekleidet bin ich wie ein Araber. Allerdings hat sich der Sand überall in meine Kleidung gesetzt und der Baumwollstoff ist nun eher braun als weiß. Auch kann ich mein Gesicht im Traum nicht erkennen. Der Sand, der sich mit meinem Schweiß vermischt hat, hat eine braune Maske geschaffen unter der sich meine Gesichtszüge verbergen. Ach ja, und einen Turban trage ich als Kopfbedeckung. Aber auch der ist verdreckt vom umherwirbelten Sand. Aber ich schweife ab. Ich reite also in diese Stadt ein auf einer breiten, aber nicht asphaltierten Straße. Rechts und links klammern sich kleine Lehmhütten aneinander. Ja, sie scheinen in bizarren, den Gesetzen der Natur trotzenden Formationen übereinander gestapelt zu sein. Bis hoch in die Felswände reicht die Bebauung. An unmöglichen Stellen noch kleben die Hütten am Fels. Zwischen den Häusern gibt es kleine,

verwinkelte Gassen, die den Geruch von Wundern und Magie ausströmen. Aber nie betrete ich eine solche Gasse. Ich folge vielmehr der breiten Straße ins Zentrum des Ortes. Je näher ich dem Mittelpunkt der Stadt komme, um so größer und prachtvoller werden die Gebäude. Die Lehmhütten machen steinernen Villen mit Marmorbögen und -treppen Platz.
Dann stehe ich plötzlich auf einem großen Platz. Inmitten dieses kreisrunden Zentrum des Ortes ragt ein Turm aus glatten, glänzenden schwarzem Stein empor. Keine Spuren der Verwitterung und der Abnutzung sind hier zu sehen. Ah ja, das vergaß ich zu erwähnen: die Stadt scheint verlassen zu sein. Nie begegne ich auf der Straße einem anderen Menschen. Auch liegt der Ort in tiefster Stille. Außer dem Pfeifen des Windes zwischen den Lehmbauten ist nichts zu hören. Kein Vogel singt hier, kein Bach sprudelt; nur der Sand wirbelt unaufhörlich durch die Straßen und Gassen.
Hier an dem Turm jedenfalls steige ich jedes Mal ab. Ich lasse das Kamel am Fuße der Treppe, die sich außen am Turm nach oben schlängelt zurück und beginne den Aufstieg. Vorher aber - das ist ein festes Ritual - streichele ich mit meiner Hand über den schwarzen Stein des Turms. Inmitten der Hitze des Tages fühlt er sich eiskalt an. Und glatt als wäre er eben erst poliert worden. Nach

einem schier endlosen Emporsteigen erreiche ich die Plattform. Grandios ist der Blick von dort oben. Die komplette Stadt liegt mir zu Füßen. Übrigens scheint es im ganzen Ort keine Gotteshäuser zu geben. Zumindest erkenne ich nichts, was für mich wie eine Kirche oder ein Minarett aussieht. Allein der Turm auf dem ich stehe, ragt aus der Masse der Gebäude heraus. Im Süden sieht man wie die Straße hinter der Stadt steil abfällt in die Ebene. Und die Ebene! Eindrucksvoll! Bis zum Horizont nichts als Sand.
Dort oben verweile ich immer ein paar Minuten, dann steige ich wieder herab. Mein treues Kamel wartet schon auf mich. Aber ich steige nicht mehr auf, sondern ich führe das Tier an der Leine weiter durch die Stadt nach Süden. Eine Weile marschieren wir so an den stillen Häusern vorbei, bis die Gebäude wieder kleiner und weniger prunkvoll werden und die Schlucht sich verengt. Hier in der südlichen Stadt bleibe ich dann plötzlich stehen, binde das Kamel an einen Posten und betrete eines der Lehmhäuser auf der rechten Straßenseite. Das Haus ist äußerst karg eingerichtet. Im vorderen Raum steht ein glänzender, gut gepflegter Holztisch und ein Stuhl aus dem gleichen Material. Ich tauche ein in das Halbdunkel des kühlen Raums. Da sehe ich sie. Eine schlanke Frau, Mitte Zwanzig, die höchstens einsfünfzig vom Scheitel bis zur Sohle misst. Sie

trägt ein wallendes, weißes Kleid, das fast durchsichtig ist und ihren mageren, aber makellos schönen Körper mehr zur Schau stellt als verhüllt. Denn unter dem Kleid trägt sie nichts. Auch ist sie barfuß. Sie hat pechschwarze Haare, die ihr bis zur Hüfte reichen und rehbraune, sanfte Augen. Ein freundliches Lächeln spielt um ihren Mund. Sie ist nicht erstaunt, als ich eintrete. Ich bin es auch nicht. Sie sagt nichts. Ich bleibe auch stumm. Statt dessen durchquere ich den Raum und gelange durch eine offene in einen winziges Zimmerchen. Dort steht eine riesige Zinkwanne, die fast den kompletten Raum ausfüllt. Die Wanne ist gefüllt mit lauwarmen, sauberem Wasser. Ich beginne sofort meine staubigen Kleider auszuziehen. Die Frau wendet nun keineswegs schamhaft ihren Blick ab. Nein, interessiert schaut sie mir zu. Ich lasse mir zeit beim Entkleiden, denn ich bin stolz auf meinen Körper. Und die neugierigen Blicke der Frau erregen mich. Schließlich steige ich doch in die Wanne. Gemütlich wasche ich mir den Schmutz und Sand herunter. All die Zeit steht die geheimnisvolle Schöne starr am selben Fleck. Sie lässt mich keinen Moment aus den Augen. Aber ihr Blick ist wohlwollend und freundlich. Noch immer lächelt sie sanft. Aber sie kommt nicht näher. Wenn ich nun sauber und ausgeruht genug bin, steige ich wieder aus dem Bottich. Wieder lasse ich mir viel

Zeit beim Abtrocknen und anziehen. Ich achte darauf, dass sie meinen Körper auch in seiner Gesamtheit zu Gesicht bekommt. Ich sonne mich in den intensiven Blicken der Frau. Schließlich bin ich wieder angezogen und ich betrete erneut den vorderen Raum. Obwohl meine stumme Gastgeberin sich die ganze Zeit nicht bewegt hat, steht nun ein opulentes Mahl auf dem Tisch. Ich lange kräftig zu. Dampfend liegt die Speise - ich weiß nicht, was es ist - vor mir auf dem Teller und ein betörender Geruch steigt in meine Nase. Die Schöne nähert sich nun mit einem Tonkrug und gießt Wein in meinen Becher. Ich trinke - der Wein ist süß und schwer und gleitet wie Öl die Kehle hinunter. Es ist übrigens immer Weißwein - gut gekühlt. Sie lächelt mich an, als sie sieht, wie sehr mir Speis und Trank munden. Schließlich trägt sie das leere Geschirr weg. Ich breite meinen Schlafsack für die Nacht auf dem Boden aus. Sie kommt zurück und füllt meinen Becher erneut aus dem Tonkrug. Immer wenn ich ausgetrunken habe, ist sie sofort zur Stelle und gießt nach. Der Krug muss bodenlos sein. Becher für Becher lasse ich meine Kehle hinunterlaufen. Sie steht stumm neben mir und betrachtet mich mit ihren lächelnden Augen. Schließlich zeigt der Wein seine Wirkung. Ich kann gerade noch in den Schlafsack kriechen, dann fallen mir auch schon die Augen zu.

Ich pausierte einen Moment lang, um einen Schluck von meinem Wein zu trinken, dann fuhr ich fort: "Normalerweise wache ich an dem Moment auf, in dem ich im Traum einschlafe. Gestern aber habe ich weiter geträumt. Ich wachte auf in meinem Schlafsack auf, die Sonne stand schon hoch am Himmel. Sofort fiel mir wieder diese vollkommene Stille auf. Kein Vogelgesang, kein Quietschen eines rostigen Scharniers, kein Fensterladen, der vom Wind geschüttelt wurde. Nur der Sand war überall. Selbst in dem bis zum Kragen verschlossenen Schlafsack knirschte der Wüstensand. Der Fußboden des sonst so blitzblanken Hauses war mit einer feinen Sandschicht bedeckt. Ich krabbelte aus dem Schlafsack und richtete mich auf. Die Sandkörner klebten sich an meine bloßen Füße. Ich zog mich dennoch gutgelaunt an und machte mich auf die Suche nach meiner Gastgeberin. Ich hoffte auf ein üppiges Frühstück und vielleicht noch etwas mehr. Aber ich wurde enttäuscht. Das Haus schien völlig verlassen zu sein. Es besaß ja nur zwei Zimmer und die Küche; meine Suche war also bald beendet. Der Tisch, an dem ich am Abend zuvor so fürstlich bewirtet worden war, war abgeräumt. Nun, das konnte man bei einer fleißigen Hausfrau erwarten, aber was mich erschreckte war die Leere in der Küche. Der Ofen war aus. Er sah aus, als hätte schon seit

Jahren kein Feuer mehr in ihm gebrannt. Die Schränke beherbergten nur das totale Nichts. Keine Lebensmittel, nirgendwo das kleinste Zeichen von Leben. Es war unfassbar. Ich taumelte in den kleinen Raum mit der Zinkwanne, um mir meinen erhitzten Schädel mit kaltem Wasser abzuspülen. Als ich eintrat, stockte mein Herz. Quer über dem Rand der Wanne lag ein fremder Mann mit dem Gesicht nach unten - regungslos. Ich stürzte zu ihm hin. Ich drehte den Körper etwas zur Seite. Der Mann war mausetot. Und das war nicht weiter verwunderlich, denn ein großes Messer stak bis zum Schaft in seiner Brust. Seine starren Augen blickten mich überrascht an. Ein dünnes Blutrinnsal hatte sich seinen Weg den Rand der Wanne hinab gesucht, war aber jetzt bereits angetrocknet. Ich ließ den Körper wieder in seine Ursprungslage zurückrollen. Mit Riesenschritten rannte ich auf die Straße. Beinahe hätte ich gar mein treues Kamel vergessen. Es sah mich erstaunt an, als ich kreidebleich an ihm vorbeilief. Sein Blick war tadelnd, als ich schließlich zurückkam, um es loszubinden. Aber das war mir im Moment egal. Ungeduldig zog ich es hinter mir her. Erst als ich das südliche Stadttor vor mir sah, ward mir leichter ums Herz. Ich bemerkte sogar wieder die Umgebung. So sah ich auf der rechten Seite, nur ein paar Schritte vom Tor entfernt, einen

Brunnen. Natürlich ist der längst versiegt, sagte ich mir, doch wollte ich es trotzdem probieren. Und zu meiner Verwunderung schoss klares, kaltes Wasser aus dem Hahn, nachdem ich ein paar mal den Pumpenschlegel niedergedrückt hatte. Ich wusch mein staubiges Gesicht. Das Wasser sammelte sich im Brunnenbecken, da der Abfluss verstopft war. Aber das war mir egal, der Brunnenrand war hoch genug. Das Wasser würde hier in dieser staubigen, trockenen Wüste keinen Schaden anrichten. Ich fühlte mich gleich viel besser. Ich wagte sogar von dem kühlen Nass zu trinken, da ich auf einmal einen heftigen Durst verspürte. Das Kamel kam neugierig näher. Es steckte seine Schnauze in das stehende Wasser. In der aufgestörten Wasseroberfläche verzerrte sich mein Spiegelbild. Da stockte mein Herz erneut. Das Gesicht, das mich da anblickte, war nicht das meinige. Es war das ihre."
Ich sah meinen Freund erwartungsvoll an. Einen Moment lang war es still im Zimmer. Dann richtete er sich im Sessel auf. "Ach", meinte er, "und ich dachte du magst keinen süßen Wein."
Wir nahmen beide einen tiefen Schluck von dem schweren, herben Rotwein.

Ein viktorianisches Idyll

Wabernde Nebel umhüllen das Schloss
ein Eulenschrei dringt durch die Nacht
Das Licht des Vollmonds sickert durch die Schwaden
Draußen ist es feucht und frostig
Drinnen ist die Tafel gedeckt
Der Kandelaber sendet sein mildes Licht
Im Kamin lodern die Flammen
der alte Butler wartet dienstfertig
der purpurne Wein spiegelt das Kerzenlicht wider
ein Buch mit prachtvollem Ledereinband
wartet neben dem Ohrensessel
die reale Welt ist weit, weit weg

Das Schloss

Der Wind hatte aufgefrischt. Eine heftige Bö trieb Hubertus den Regen ins Gesicht. Mächtige, dunkle Wolken schoben sich vor die Sonne und hüllten den Wald in ein gespenstisches Dämmerlicht. Doch Hubertus beklagte sich nicht. Er liebte es, bei Regen zu wandern. Und er wanderte wie immer allein. Der Weg fiel steil vor ihm ab. Dort unten lag das Schloss - eingequetscht zwischen schroffen Felsen- vor dem er gestern noch gewarnt worden war. Durchnässt und erschöpft hatte er den Dorfgasthof erreicht. Nach einem mehr als reichhaltigen Abendessen plante er in der Gaststube die Wanderung für den nächsten Tag. An der Wand hing ein gezeichneter Wanderplan. Hubertus fiel auf, dass der Weg, den der herausgesucht hatte, nicht auf dem Plan eingezeichnet war.
"Entschuldigen Sie, dieser Weg", wandte er sich an den Wirt, "ist er nicht mehr begehbar?" Der Wirt warf einen kurzen Blick auf Hubertus' Karte und wurde kreidebleich. Er tauschte einen bedeutsamen Blick mit dem einzigen weiteren Gast; einem Einheimischen mit einer Figur wie ein Mehlsack.

"Diese Strecke sollten Sie meiden", riet der Dicke mit soviel Nachdruck, dass Hubertus neugierig wurde.

"Was ist damit?"

"Er ist ... verwildert", brachte der Einheimische ohne Überzeugung hervor. "Gehen Sie doch durch das Kaltenbachtal. Das ist auch landschaftlich viel reizvoller."

"Ich gehe gerne Wege, die seltener benutzt werden."

"Niemand benutzt diesen Weg. Seit Jahren nicht", fuhr ihn der Wirt barsch an und begann mürrisch Gläser zu spülen. Aber Hubertus ließ nicht locker. Ein paar Biere lösten schließlich die Zunge des Dicken.

"In dem alten Schloss dort im Tal gehen unheimliche Dinge vor sich", erklärte er. "Es spukt dort."

Hubertus war verblüfft.

"Es spukt?" fragte er ungläubig. "Wie äußert sich denn dieser Spuk?" fragte er mit leichtem Spott. Der Einheimische trank das halbvolle Glas mit einem Zug aus.

"Sie glauben mir nicht", meinte er dann mit einem traurigen Flackern in seinen Augen. "Sie mögen

mich für einen dämlichen Hinterwäldler halten - nein, leugnen Sie es nicht. Ich kann es in Ihren Augen lesen. Ihr Stadtmenschen kommt euch alle so intelligent vor." Er sagte das, ohne Schärfe, fast mitleidig. "Aber auch wir können lesen; ja, wir haben sogar Fernsehen." Er rutschte ächzend vom Stuhl und wandte sich zum Gehen. "Ich warne Sie, bleiben Sie weg von dem Schloss."

Er schloss die Tür von außen, und Hubertus saß vor seinem Bier und wusste nicht, was er von der Geschichte halten sollte. Er kam zu dem Schluss, es handele sich hierbei um Hirngespinste. Ja, er konnte es nicht leugnen, er war in der Stadt geboren und aufgewachsen, und er war stolz darauf ein Städter zu sein. Tatsächlich sah er mit Geringschätzung auf die "Hinterwäldler" herab. Und diese Geschichte, bestätigte sie nicht alle seine Vorurteile. Es mag ja stimmen, dass sie inzwischen Fernsehen hier hatten, doch so ein Tag hier, fern von der nächsten Stadt, musste ja viel langsamer verrinnen. Da hatte man schon Zeit sich allerlei seltsame Geschichte auszudenken. Aber Gespenster? Sie waren doch hier nicht im viktorianischen England. Morgen würde er die Route, die an dem Schloss vorbei ging, wählen, entschied er. Er war sicher kein Mann, der sich kopfvor in jedes Abenteuer stürzte, aber so ein Quatsch musste bekämpft werden. Festen

Schrittes marschierte er am Wirt vorbei auf sein Zimmer.

Am nächsten Morgen im hellen Sonnenlicht schien die ganze Geschichte noch unglaublicher. Hubertus musste unwillkürlich grinsen, als er an die mahnenden Worte des Dicken zurückdachte. Nein, dessen Warnungen konnten ihn nicht abhalten zum Schloss zu wandern; im Gegenteil seine Neugier war geweckt. So kam es, dass er nach sechs Stunden Wanderung das Schloss im Tal vor sich liegen sah. Der Eindruck, den es von oben machte, war allerdings eher enttäuschend. Trotzdem stieg er den Berg hinab, um das geheimnisvolle Gemäuer näher in Augenschein zu nehmen. Vom Hügel sah sie aus wie eine verrottete Ruine, doch jetzt, als er davorstand, wirkte sie bewohnt. Hubertus schlüpfte durch wild wucherndes Gestrüpp zum Portal. Das Wetter hatte sich in den letzten Minuten zusehends verschlechtert. Der Regen wurde stärker und stärker. Der Wind blies wütend durch die Äste der Bäume. und zu allem Übel wurde es bereits stockfinster. Wie konnte das sein, es war früher Nachmittag? Es mussten die grauen Regenwolken sein, die das Sonnenlicht abblockten. Sogar Nebel stieg vom Boden hoch. Hubertus war mit einem Mal nicht mehr so fest davon überzeugt, dass es eine gute Idee war, zu diesem Schloss zu

wandern. Mit einem Mal fühlte er sich beobachtet. Er drehte sich langsam um und erschrak. Ein hagerer, knochiger Mann mit einem struppigen, grauen Bart starrte ihn durchdringend an. Seine Augen leuchteten fiebrig. Seine Kleider schienen mit einer dünnen Staubschicht bedeckt. Er stand in der offenen Tür und winkte Hubertus zu sich. Hubertus folgte seinem Ruf wie hypnotisiert.

"Der Herr Doktor erwartet Sie bereits. Bitte kommen Sie herein."

Hubertus stutzte. Er sah den Staubigen erstaunt, ja fast entsetzt an. Diese dürre Gestalt musste so was wie ein Diener sein. Wieso wurde er erwartet? Und wer beschäftigte heutzutage noch Diener?

"Das muss ein Missverständnis sein", stammelte er, nachdem er seine Stimme wiedergefunden hatte.

"Sie sind doch Hubertus Klein, oder?" fragte der Diener ungerührt.

"Ja, aber ..."

"Dann kommen Sie bitte. Ich bringe Sie auf Ihr Zimmer. Sie sind ja ganz durchnässt. Sie sollten sofort ein heißes Bad nehmen und trockene Kleider anziehen."

"Ich habe aber keine anderen Kleider dabei",

wand Hubertus ein, während er wie unter Zwang dem schlaksigen Diener folgte.

"Wir werden schon etwas Passendes für Sie finden, mein Herr. Seien Sie unbesorgt.", antwortete der Alte ohne sich umzudrehen. Seltsam war auch das Fehlen jeglicher Emotion in seiner Sprache. Aber das lernt man wohl auf einer Butlerschule. Butlerschule? Wenn der Alte ein gelernter Butler war, musste er bessere Tage gesehen haben. Oder vielmehr sein Herr.

Der Diener führte Hubertus durch die Halle zu einer gewaltigen Treppe. Aus teurem Holz geschnitzten Drachen, Schlangen und andere skurrile Fabelwesen bildeten ihre Geländer. Hubertus fühlte sich immer unwohler. Hatte das Gebäude vom Hügel wie eine Ruine, und aus der Nähe wie eine heruntergekommene, aber ehemals pittoreske Villa gewirkt, so war es im Innern tatsächlich ein Schloss. Allein die Halle schien größer als das gesamte Gebäude von außen. Und obwohl hier alles altertümlich war, so war doch auch alles von höchster Qualität. Die Holztäfelung der Wand, an der die Treppe emporkroch, bestand aus feinstem Mahagoniholz. Selbst die Kleidung des Dieners schien jetzt prunkvoll und sauber. Dennoch wollte keine entspannte Atmosphäre aufkommen. Das Haus brütete etwas Dunkles aus. Die Düsternis hing wie ein

unsichtbarer Nebel in der Luft.

Der Diener führte ihn durch staubige, endlose, labyrinthartige Gänge in sein Zimmer. Nun fühlte sich Hubertus wirklich zurückgeworfen in das viktorianische England. Das Zimmer jedenfalls entsprach vollends dem Klischee. Ein offener Kamin, in dem ein kleines Feuer knisterte. Fenster, die kaum Licht hereinließen. Massive, antike Möbel und ein riesiges Bett überwölbt von einem scharlachroten Baldachin. Die Tapeten hatten den gleichen Grundton, nur dass sie übersät waren von goldenen Blumenornamenten. Der Baldachin dagegen hatte einen goldenen Löwen als Muster. Hubertus rieb sich die Augen. Die Beeren. Genau, das musste es sein. Er hatte von den schwarzen Beeren am Wegesrand gekostet. Das war Leichtsinn gewesen, er musste in ein Delirium gefallen sein.

"Wenn Sie noch etwas brauchen, mein Herr, bitte läuten Sie nach mir. Das Abendessen wird um acht Uhr serviert. Das Bad finden Sie nebenan. Wir haben fließend warmes Wasser, auch wenn das Haus etwas altertümlich erscheint."

Hubertus sah den Alten verdutzt an, unfähig etwas zu erwidern. Als der Diener sah, dass der Herr offenbar keine Wünsche mehr hatte, verbeugte er sich und schloss die Tür von außen.

Hubertus stand minutenlang mitten im Raum, und wusste nicht was er noch glauben sollte.

Schließlich zuckte er mit den Achseln und fand sich mit seiner Situation ab. Sollte dies eine Halluzination sein, so war es zumindest eine angenehme. Da er sowieso gewisse fatalistische Züge von seinen Vorfahren ererbt hatte, beschloss er den Luxus - sei er nun real oder Illusion- zu genießen. Und ein heißes Bad war ein nur allzu willkommener Luxus. Durchnässt und durchgefroren wie er war, würde die Wärme seine Lebensgeister wieder wecken. Dennoch geriet er erneut ins Stauen, ob des exklusiven Badezimmers. Alles war hier vom Feinsten. Der Spiegel war umrahmt von stilisierten Wellen, die mit Blattgold verkleidet waren. Golden waren auch die Wasserhähne, während die Handtuchhalter aus Elfenbein geschnitzt waren. Die Wände waren wie schon der Treppenaufgang mit Mahagoniholz getäfelt. Von der Decke hing ein Kristalllüster herab. Alles glitzerte und blinkte. Das musste eine Illusion sein. Ein einzelner greiser Butler konnte so ein Haus unmöglich in Schuss halten. Hubertus zögerte einen Moment. Was wenn er sich jetzt auszöge und in die Wanne stiege? Würde er in einem Schlammloch mitten im Wald wieder zu sich kommen? Vielleicht träumte er auch nur. Aber nein, im Traum hat man solche

Bedenken nicht. Nach einigem Zögern entschied er sich es zu wagen. Alles sah solide genug aus. Und bisher hatte er noch nie halluziniert.

Lange lag er im warmen Badewasser. Er döste vor sich hin und als er aus seinem leichten Schlummer aufschreckte, war um ihn herum, alles noch beim alten. Die Illusion blieb stabil. Er trat aus dem, jetzt nur noch lauen, Wasser und trocknete sich ab. Dabei fiel ihm ein, dass er den Diener nicht um angemessene Kleidung für das Abendessen gebeten hatte. Aber er hätte sich keine Gedanken machen brauchen. Als er aus dem Badezimmer trat, lag ein Smoking, ein weißes Hemd und frische Unterwäsche über dem Sessel. Er probierte den Anzug und er passte wie angegossen. Doch erneut machte er sich Sorgen. Er hatte keine Armbanduhr, wie sollte er wissen, wann es Zeit für das Abendessen war? Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Wie spät könnte es jetzt sein? In diesem Moment begann eine Uhr zu schlagen. Die Schläge hallten durch das Haus und Hubertus zählte sie. Es waren genau acht. Wieso hatte er die Uhr vorher nicht gehört? Er musste doch schon mindestens eine Stunde hier sein. Schlug sie nur um acht Uhr? Was soll's. Er trat vor die Zimmertür. Das nächste Problem war das Speisezimmer zu finden. Direkt gegenüber seines Zimmers führte die Treppe nach unten. Wie

konnte das sein? War er nicht vom Diener durch endlose Gänge geführt worden? Er stieg hinab. In der Halle traf er auf den Butler.

"Darf ich Sie zum Speisezimmer geleiten, mein Herr? Der Herr Doktor wartet schon auf Sie. Das Essen wird gleich serviert. Hier entlang, bitte"

Hubertus folgte dem Alten zu einer Tür. Der Diener öffnete sie und hielt sie für Hubertus offen. Hubertus betrat den Raum. Ein kleiner, glatzköpfiger Mann mit dichten, schwarzen Augenbrauen und einem spöttischen Lächeln im Gesicht kam eilig auf ihn zu.

"Herr Klein, wie schön Sie hier in meinem bescheidenen Heim begrüßen zu dürfen." Hubertus stammelte etwas Zustimmendes. "Ah, ich hoffe, Sie fanden jede Bequemlichkeit, die sie brauchten, in Ihrem Zimmer. Leider sind wir etwas abgelegen und das Haus ist auch schon sehr alt. Nun ja, ich kann Ihnen keinen Computer und keinen Internetanschluss im Zimmer bieten. Zu meiner Beschämung muss ich leider eingestehen, dass die Zimmer nicht einmal Telefon haben, aber wenn Sie eins brauchen, fragen Sie mich oder Johann. Manchmal ist es ja ganz erholsam, wenn man vom Treiben der Informationsgesellschaft abgeschnitten ist."

Der Mann schien ein Quassler zu sein. Hubertus

nickte eifrig als Bestätigung des Gesagten und erinnerte sich erschrocken, dass er nicht einmal den Namen seines Gastgebers kannte. Sein Gegenüber hingegen schien im festen Glauben, er wäre Hubertus wohlbekannt. Jedenfalls machte er keine Anstalten sich vorzustellen. Statt dessen wies er auf einen Stuhl an einer klischeehaft langen Tafel. "Setzen Sie sich, Herr Klein. Sie müssen von der langen Wanderung richtig ausgehungert sein. Das hoffe ich zumindest, denn meine Köchin versteht ihr Handwerk außerordentlich gut. Und für heute Abend hat sie uns einen Wildschweinbraten gezaubert. Ich hoffe Sie mögen Wildschwein?"

Hubertus nickte pflichtschuldig, obwohl ihm Pizza lieber gewesen wäre. Nachdem er sich gesetzt hatte, nahm sein Gastgeber am anderen Ende Platz. Wenigstens brauchte er sich nicht um Konversation zu bemühen, denn bei der Entfernung hätte er schreien müssen. Kaum saß er, kam der Butler in den Raum. Suppe wurde aufgetragen und dazu gab es schweren Wein, der dickblütig aus der Flasche ins Glas floss. Während des Essens wurde nicht gesprochen. Er war es nicht gewohnt, schweigend zusammen mit einem anderen Menschen am selben Tisch zu sitzen. Aber das köstliche Essen und der hervorragende Wein ließen diese Widrigkeit ertragen. Erst als der

Käse und das Obst serviert wurde, brach der Gastgeber die Stille.

"Wenn Sie mit dem Speisen fertig sind - nein, nein, lassen Sie sich ruhig Zeit- würde ich Sie gerne hinüber in den Rauchsalon bitten. Ich möchte mit Ihnen gerne meine neusten Forschungsergebnisse mit Ihnen diskutieren. Ich meine, nur wenn es Sie interessiert, natürlich. Ich habe auch einen sehr guten Cognac, falls Sie nicht etwas anderes vorziehen."

Hubertus fragte sich erneut, ob nicht eine Verwechslung vorlag. Der Name Klein war schließlich weit verbreitet. Warum sollte der Doktor gerade mit ihm über seine Forschungen sprechen? Was für Forschungen könnten das sein? Und was für Doktor war er? Hubertus war Student der BWL und noch dazu stammte er nicht aus einer wohlhabenden Familie. Sein Vater war Schreinermeister und seine Mutter arbeitete früher als Schuhverkäuferin.

"Darf ich Ihnen eine Havanna anbieten", fragte der Doktor ihn, als er ihm im Rauchzimmer die Zigarrenkiste vor die Nase hielt.

"Vielen Dank, Herr Doktor, aber ich rauche nicht."

"Hmm, das ist sehr vernünftig. Ich bin nicht so vernünftig, aber in meinem Alter ist das auch nicht mehr so wichtig." Der Doktor lächelte

verschmitzt und saugte an der dicken Zigarre. Seine Augen strahlten beseelt. "Dennoch verpassen Sie da einiges. Aber das ist ja Ihre Sache. Nehmen Sie doch bitte Platz." Er wies auf einen roten, mächtigen ledernen Polstersessel, der diagonal zum knisternden Kamin stand. Der Doktor nahm auf einem ähnlichen Exemplar gegenüber Platz. "Sie fragen sich bestimmt, warum ich ausgerechnet Sie hierher eingeladen habe", begann der Doktor, nachdem er einen tiefen Zug genommen hatte. Er hielt inne und schaute fasziniert den Rauchkringeln nach.

"Ja, das frage ich mich in der Tat", stotterte Hubertus verlegen. Die pompöse Umgebung schüchterte ihn ein. Außerdem war ihm nicht bewusst, überhaupt eingeladen worden zu sein. Aber er blieb vorsichtig und somit einsilbig. Der Cognac dämpfte die Verwirrung.

"Hmm, das ist verständlich", brummte er, Rauchkringel in die Luft blasend. "Was macht Sie als Individuum aus?"

Die Frage traf Hubertus unvorbereitet. Der schwere Wein und das gute Essen hatten ihn schwerfällig gemacht. Er war nicht auf Prüfungsfragen gefasst.

"Hmm, ja, mein Charakter, meine Gene", brachte er schließlich hervor.

Der Doktor lächelte nachsichtig. "Ihr Charakter mag durch das Genom zum Großteil bestimmt sein und zum geringen Teil durch Umwelteinflüsse. Aber ist das wirklich Ihr Selbst? Eine Katze hat auch einen Charakter. Sieht Sie sich als Individuum? Nun, das wissen wir nicht. Aber es ist definitiv nicht der Charakter, der sie denken lässt, sie wären ein Individuum. Es ist erst die Bewusstmachung der scheinbaren Unterschiede, die sie zwischen sich und anderen Menschen zu erkennen glauben."

"Aber jeder Mensch ist doch verschieden", beharrte Hubertus lahm. Der Cognac machte ihm nun auch noch die Zunge schwer, aber der Doktor war ein aufmerksamer Gastgeber und füllte das leere Glas nach. Das wievielte Glas war das nun? Wie viele Gläser Wein hatte er gehabt? Drei oder vier? Er fühlte sich schwerelos. Sein Geist arbeitete in Zeitlupe. Eine schlechte Verfassung um über solche Dinge zu diskutieren.

"Jeder Mensch denkt, er sei verschieden", verbesserte ihn der seltsame Doktor. "Die Autobiographie ist es, die einen Menschen einmalig macht. Und diese Autobiographie ist nichts persistentes. Sie ist nicht wirklich im Gehirn gespeichert. Tatsächlich wird sie ständig neu erzeugt von den Neuronen. Deshalb ist die Wahrscheinlichkeit einer verzerrten Erinnerung

größer, je weiter das Ereignis in der Vergangenheit liegt."

"Aber ich bin doch jemand anderes als sie. Sie sind nicht ich. Wir sind beide Individuen", beharrte Hubertus starrsinnig.

"In jedem Augenblick unseres wachen Lebens erzeugen wir für ein oder mehrere Zielobjekte autobiographische Erinnerung. Die Objekte werden mit dem Ereignis verknüpft. Ohne diese Verknüpfungen hätten wir keine Vergangenheit oder Zukunft und unsere Person besäße keine historische Kontinuität."

Hubertus' Glas war erneut leer. Er starrte den Doktor stumm an.

"Sie sollten sich also nicht so wichtig nehmen", fuhr der Doktor fort. "Wir alle werden von einem universalen Bewusstsein geträumt. Haben Sie sich nicht schon manchmal gefragt, was für seltsame Zufälle sich ereignen? Nun, es gibt weder Zufall noch Vorherbestimmung. Sie sind in diesem Schloss durch eine Verkettung von Umständen. Sie sind ein Genießer, und einen Genießer brauche ich. Ein gutes Essen, ein warmes Bad, hervorragender Wein und erlesener Cognac. Sie geben sich den Genüssen hin. Hingabe, das ist, was ich brauche. Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen etwas."

Hubertus stemmte sich mühsam aus dem weichen Sessel und folgte dem Doktor in einen Nebenraum. Es war eine Art Labor. Einige Reagenzgläser, ein Bunsenbrenner, ein Mikroskop, ein Lötkolben, ein Spannungsmesser, mehrere Platinen und andere seltsame Apparaturen, die Hubertus fremd waren, standen oder lagen herum. Es herrschte eine große Unordnung.

"Hier, sehen Sie." Der Doktor hielt ihm eine Platine vor die Nase, die etwas 5 cm breit und genauso lang war. "In Europa wird die Forschung leider durch unsinnige Vorschriften und Regelwerke behindert. In Asien ist man da nicht so pingelig. Aber wenn wir nicht den Anschluss verlieren wollen, müssen wir unkonventionell vorgehen. Deshalb sind Sie hier. Dieser Chip wird es möglich machen, eine objektive Autobiographie zu erstellen. Implantiert im Gehirn wird er mit dem Sehnerv verbunden. Alle Bilder, die der Sehnerv empfängt werden von diesem kleinen Sender gesendet und können auf einem beliebigen Massenspeicher gespeichert werden. Verstehen Sie das? Alles was Sie in Ihrem Leben sehen, wird aufgezeichnet. Und das ist noch nicht alles. Der Chip kann noch mehr. Er enthält auch einen kleinen Empfänger, ich nenne ihn den Feedback Generator. Der Empfänger wird mit dem

Lust- und dem Schmerzzentrum des Gehirns verbunden. Damit kann die Kontrollperson dem Chipträger per Knopfdruck Lust oder Schmerz bereiten, und ihn so konditionieren." Der Doktor legte die Platine zurück auf den Tisch und tippte Hubertus auf die Brust. "Sie sind die Versuchsperson. Ich habe sie ausgesucht, weil sie jung und gesund sind. Wehren Sie sich nicht. Es hat keinen Sinn. Dieser Raum, dieses Schloss existieren natürlich nur in der virtuellen Realität. In Wirklichkeit, falls es so etwas überhaupt gibt, liegen sie längst angeschnallt auf meinem Operationstisch. Keine Angst, ich habe große Erfahrung. Sie spüren gar nichts."

In dieser Zeit

Es lohnt sich nicht
in dieser Zeit
so muss ich überall hören
Gutes zu tun
in dieser Zeit
das würde sie nicht stören

Wo ist der Nutzen
in dieser Zeit
so höre ich sie fragen
einen Baum zu pflanzen
in dieser Zeit
wer würde so was wagen?

Man lebe still
in dieser Zeit
so erklärt man mir
kein tieferer Sinn
in dieser Zeit
als eigenes Pläsier

Man wisse aber
in jeder Zeit
wird Kleines groß
und große Dinge sind
nach kurzer Zeit
nur noch Staub bloß

Tagebuch, Nikolaus Kron

10.August

Der Himmel war strahlend blau. Die Sonne bleichte alle Farben in der Stadt aus. Ich ging morgens zur Arbeit und kam abends erschöpft zurück. Seltsamerweise ist mir entfallen, was ich in den Stunden im Büro getan habe. Arbeite ich überhaupt in einem Büro? Es ist lächerlich. Ich kann es nicht sagen. Werde ich verrückt? Oder besser, bin ich es schon? Ist da ein Tumor, der sich in meinem Kopf ausbreitet und mir meine Identität nimmt? Was war gestern? Ich weiß es nicht mehr, aber irgendwie bin ich auch nicht wirklich beunruhigt. Obwohl ich das sein sollte. Vielleicht hängt alles mit meinen neuen Nachbarn zusammen. Aber nein, das ist Quatsch. Leide ich jetzt auch noch an Verfolgungswahn? Obwohl, seltsam sind sie schon. Ich habe sie ja eigentlich erst einmal gesehen. Sie standen in ihrem Vorgarten, als ich die Straße heraufkam. Wo kam ich eigentlich her? Von einer Bushaltestelle? Habe ich keinen Gleiter? Muss ich morgen mal überprüfen. Immerhin hat mein Haus eine Garage. Hmm, ja, jedenfalls wirkte diese Szene

auf mich irreal. Wie sie da so bewegungslos dastanden und mich anstarrten. Ohne den Hauch einer Bewegung in ihren Gesichtern. Ausdruckslos. Wie Wachsfiguren. Und dann er in einem zitronengelben Anzug, der Sakko bis zum Hals geschlossen und das im eigenen Garten bei vierzig Grad. Sie in einem Kostüm der gleichen grellen Farbe, hoch geschlossen, aber unten reichte es nicht mal bis zur Mitte ihrer Oberschenkel. Ihre Beine waren so makellos geformt und so weiß und so glatt wie Marmor, dass ich den Eindruck hatte, sie wären aus Plastik. Ob ihre Brüste auch...? Ah, hör auf, du alter Lüstling. Die ist doch kalt wie Carrara-Marmor. Und doch muss ich zugeben, hat sie Eindruck auf mich gemacht. So androgyn. Ach ja, auch auf dem Kopf hatte sie keine Haare, nicht einmal winzige Stoppeln. Aber so genau habe ich ja auch nicht hingeguckt. Das gehört sich nicht. Er hatte übrigens auch eine Glatze. Aber auch bei ihm wie geleckt. Ob die einer verrückten Sekte angehören? Auf jeden Fall standen die die ganze Zeit nur so da und beobachteten mich. Hatte ich nicht gestern noch mit dem alten Meier gesprochen? Und heute neue Nachbarn. Ich habe nichts vom Umzug gemerkt, überhaupt nichts. Vielleicht stimmt doch etwas nicht mit mir. Aber die beiden sind seltsam. Ich spürte ihre Blicke noch auf meinem Rücken, als ich meine Haustür

aufschloss. Wahrscheinlich bin ich nur etwas angespannt. Und das ist doch auch nur natürlich an einem Tag, an dem man sich nicht einmal mehr an seinen eigenen Namen erinnern kann, oder?

11.August

Es ist noch nicht besser geworden. Als ich heute Abend heimkam, standen die beiden wieder im Garten und starrten mich an. Wieder hatten sie diese zitronengelben Kleider. Wieder sprachen sie nicht zu mir, sie starrten nur. Ich kann mich immer noch nicht an meinem Namen erinnern. Ich weiß auch nicht, wie ich den Tag verbracht habe. Immer noch denke ich, ich würde in einem Büro arbeiten, aber einen Beweis habe ich dafür nicht. Morgen muss ich unbedingt Nachforschungen anstellen. dass mir das nicht schon früher eingefallen ist! Ich muss doch irgendwelche Papiere, Urkunden, Ausweise besitzen, auf denen mein Name zu finden ist. Mit dem Namen kehren vielleicht auch die Erinnerungen zurück. Ich muss die Schubladen durchsuchen. Aber jetzt bin ich zu müde. Morgen! Diese zitronengelben Nachbarn haben mich ordentlich durcheinandergebracht. Steht doch plötzlich diese Frau neben mir in meiner Küche, als ich die Tiefkühlpizza aus der Mikrowelle holen

will. Ohne mit der Wimper zu zucken, wirft sie die Pizza in den Müll und drückt mir statt dessen einen seltsame aussehenden Riegel in die Hand. Meint, das wäre gesünder für mich. Bevor sie wieder geht, räumt sie meinen Kühlschrank leer und schleppt alles Essbare weg. Ich wollte protestieren, aber ich war so durcheinander. Der Riegel schmeckte gar nicht so übel, er war nur etwas trocken. Deshalb holte ich mir eine Flasche Bier aus dem Keller, um meine Kehle etwas anzufeuchten. Aber kaum hatte ich geöffnet, stand der Mann neben mir, nimmt mir die Flasche aus der Hand, schüttet ihren Inhalt in das Spülbecken und lässt mir ein Glas mit einer schlammigen Flüssigkeit da. Beim Gehen nimmt er alle Alkoholvorräte mit. Wenn ich nur wüsste, wer ich bin!

12.August

Vielleicht kommt die Erinnerung doch noch zurück. Ich habe noch Hoffnung. Zumindest spüre ich Anzeichen einer Verbesserung meines Zustandes. Zwar war ich heute wieder den ganzen Tag von zu Hause weg, ohne dass ich wüsste wo ich war, aber der Schleier der Amnesie ist nicht mehr ganz so dicht wie vorher. Es scheint jedenfalls so. Diffuse Erinnerungsfetzen konnte ich in meinem Gedächtnis aufspüren. Aber selbst

diese wirken irgendwie surrealistisch. Seltsam. Ich sehe mich in einem riesigen Büro, festgeschnallt auf einen Drehstuhl. Eine Unmenge Kabel hängen an meinem Körper herab. Die meisten sind mit meinem Kopf verbunden. Und dann höre ich mich unsinnige Sätze nachsprechen. Sätze, die für mich keinen Sinn ergeben. Geschliffene Formulierungen, sicherlich, aber wozu? Allerdings sehe ich das alles verschwommen und vielleicht bin ich ja verrückter als ich denke, und all diese Erinnerungen sind nur Wahnvorstellungen meines manischen Gehirns. Bei dem Gedanken, ich wäre übergeschnappt, bin ich eben richtig erschrocken. Sollte ich einen Arzt aufsuchen? Aber nein, das würde SIE sicher nicht zulassen. Woher ich das weiß? Ich fühle es. SIE! SIE ist auch Schuld daran, dass ich so erledigt bin. Um fünf Uhr dreißig hat SIE mich heute aus dem Bett geworfen. SIE hat mir einen Anzug gebracht, einen zitronengelben. Genauso einer, wie ihn ihr Mann trägt. Der Sakko spannt etwas über dem Bauch. Das würde sich geben, meinte SIE, und dann ließ SIE mich eine Stunde lang Gymnastikübungen machen. Ich müsste meine Kondition verbessern, meinte SIE. Für was? Zum Schluss jagte SIE mir noch eine Spritze in den Hintern. Das Zeug soll meinen Testosteronspiegel senken, damit ich mich voll auf die Arbeit konzentrieren kann. Womit ich wieder beim

Ausgangspunkt wäre: was ist meine Arbeit? Ach, es ist schon wieder so spät und wieder habe ich vergessen nach Beweisen für meine Identität zu suchen. Morgen ist auch noch ein Tag. Ich bin einfach zu geschafft, um mich nochmals vom Sessel zu erheben. Außerdem finde ich wahrscheinlich eh nichts mehr. Heute morgen hat SIE meine Brieftasche und meine Kreditkarten an sich genommen. Die bräuchte ich in Zukunft nicht mehr. In der Brieftasche waren alle meine Papiere. Es wäre so einfach gewesen, da hineinzuschauen. dass mir dies nicht früher eingefallen war. Jetzt ist die Chance dahin. Vielleicht ist es gar nicht so wichtig, zu wissen, wer man ist. Was spielt das schon für eine Rolle? Man lebt so oder so. Man isst und schläft, man muss aufs Klo. SIE hat mir wieder nur so einen Riegel zu essen gegeben. Aber eigentlich habe ich keinen Hunger. Na ja, das mit dem Leben geht auch nicht unbegrenzt so weiter. Irgendwann stirbt man. Aber ich fühle mich im Moment nicht, als würde ich bald sterben. Aber vielleicht bin ich auch schon tot.

13.August

Die Verwirrung lässt nach. Ich weiß jetzt, wer ich bin. Zumindest kenne ich meinen Namen. Ich habe SIE gefragt. dass ich nicht früher auf diese

simple Idee kam. Ich bin Nikolaus Kron. Ich bin ein Mitglied der Buddho-Christlichen Wellness Partei. Ein Politiker. Das hätte ich nicht gedacht. Auch das Büro mit den Kabeln überall erklärte man mir. Die Partei bezahlt für mich einen Fortbildungskurs. Man schult mich und ich brauche keinen Cent zu zahlen. Man hält große Stücke auf mich. Man hat mich für höhere Aufgaben ausgewählt. Ich muss vorher aber noch lernen Wählerstimmen zu gewinnen. Nicht dass meine Partei schon einmal eine Wahl verlor, aber man muss gerüstet sein. Ich freue mich jedenfalls. dass ich ein nützliches Glied unserer Gesellschaft bin. Es hätte ja auch anders sein können. Obwohl ich das nicht wirklich glaubte. An meine Vergangenheit kann ich mich leider immer noch nicht erinnern. Auch das Nennen meines Namens öffnete keine Schleusen in meinem Gehirn. Aber SIE sagt, es wäre gut für einen Politiker, wenn er keine Vergangenheit hätte. An manche Dinge gewöhne ich mich aber nur schwerlich. Diese eintönigen, geschmacklosen Riegel, die SIE mir zu essen gibt, zum Beispiel. Oder auch das frühe Aufstehen. Heute früh warf SIE mich um fünf Uhr aus den Federn. So hätten wir mehr Zeit für Fitnessübungen, meinte sie. Ein Politiker, der auf Wählerstimmenfang gehen möchte, muss auch gut aussehen. Und besonders da unsere Partei dem gesunden und

wohlgeformten Körper so große Bedeutung zumisst. Deshalb haben SIE heute auch meine Augen gefärbt. Grün wäre abstoßend, befanden SIE. Jetzt habe ich leuchtend blaue Augen. Augen, die Ehrlichkeit und Offenheit ausstrahlen. Das ist wichtig.

Ansonsten normalisiert sich meine Verfassung zusehends. Ich habe nun eine ziemlich klare Erinnerung daran, wie ich diesen Tag verbrachte. Wenn ich auch nicht den Sinn des Lehrgangs verstehe. Stundenlang musste ich scheinbar sinnlose Sätze nachplappern. Aber die Parteiführung wird schon wissen, was sie tut. Es hat alles seine Richtigkeit. Ach ja, vorhin hat ER mir eine Frau vorbeigebracht. Sie sitzt seitdem stumm auf dem Sofa. Sie ist nicht unhübsch. ER meinte, als erfolgreicher Politiker müsste man verheiratet sein. Und zwar mit einer attraktiven Frau, die zusätzlich noch loyal zur Partei steht. Die Mitgebrachte sie genau die Richtige für mich. Die Heirat würde man, meine Zustimmung vorausgesetzt, morgen früh formlos vollziehen. Man solle nicht so viel Aufsehen erregen. Es sei besser, der Wähler glaube, die Hochzeit läge schon einige Zeit zurück. Treue ist ein gewichtiger Punkt für den Wähler. Aber ich muss jetzt Schluss machen. Ich fühle mich immer noch so ausgelaugt. Aber gleichzeitig bin ich auch

aufgeregt und freue mich auf das Kommende.

14.August

Oberbürgermeister von Darkville soll ich also werden! Ich! ER hat es mir heute gesagt. Unsere Parteispitze wählte mich für das Amt aus. Ich kann es noch gar nicht fassen. Aber die Wahlkampfmaschine ist schon angelaufen. ER hat mir die Wahlplakate mit meinem Konterfei gezeigt. In den nächsten Tagen werden Wahlspots gedreht. Ich werde natürlich mit den Medien sprechen müssen. Ich soll mich deswegen nicht beunruhigen, sagte ER mir, man trainiere mich noch. Na ja, der gesamte Wahlkampf ist sowieso eine Farce, wie jeder weiß. Wir haben noch nie eine Wahl in Darkville verloren. Mein einziger Gegenkandidat vom Freeflow Movement kann im allergünstigsten Fall mit zehn Prozent der Stimmen rechnen. Der Mob im Stadtzentrum ist eh nicht zur Wahl zugelassen. Und vom Rest geht höchstens die Hälfte zur Wahl.

Ich bin dennoch ganz aufgeregt, ich glaube ich kann heute Nacht nicht schlafen. Obwohl, ganz ungefährlich ist der Posten nun ja gerade nicht. Ich meine, wir bräuchten gar keinen neuen Oberbürgermeister, wäre der alte nicht von Amazonen heimtückisch ermordet worden. Und er

war kein Einzelfall. Ich habe eine stille Stunde dazu benutzt, in der virtuellen Stadtbibliothek Informationen zu sammeln. Es scheint, als wäre keiner einziger meiner Amtsvorgänger – das darf ich jetzt ja wohl schon so sagen – eines natürlichen Todes gestorben. Zumindest nicht mehr, seit sich Dunkelbach in Darkville umbenannt hat. Seltsam auch, dass die Morde regelmäßig nach sieben Jahren Amtszeit passierten. Aber ich sollte nun keine Paranoia entwickeln. Sicher gibt es in bestimmten Kreisen eine Verschwörungstheorie dazu. Den Menschen ist der Zufall nun einmal suspekt. Das Amt wird mich schon schützen. Und auch die Amazonen scheinen ja so gut wie besiegt. Ich freue mich jedenfalls auf mein neues Amt.

Vielleicht darf ich als Oberbürgermeister auch wieder mal was anderes als dieses schlammige Zeug trinken. Und eine leckere Pizza wäre mir auch lieber als diese trockene, zähen Getreideriegel. Na ja, dafür habe ich eine nette Frau. Sie hat einen idealen Körperbau. Und sie spricht auch nicht viel. Obwohl, als wir gestern zum ersten Mal nebeneinander im Bett lagen, wunderte ich mich schon, dass ich so gar kein Verlangen spürte. Aber bei ihr war das ähnlich. Jedenfalls freue ich mich nicht mehr allein zu sein. Ich auch IHNEN dankbar, nur mit IHRER Hilfe

konnte ich meine kleine Krise so schnell überwinden. Da sieht man doch mal wieder, die Parteizugehörigkeit zahlt sich aus. Die Partei lässt einem nicht im Stich.

Risse in meiner Phantasiewelt

Finstere Gasse mit Kopfsteinpflaster
die Vision ist brüchig und fadenscheinig
und doch schutzgewährend
aber der Frieden ist trügerisch

Wie Marlowe über regennassen Asphalt
wie Holmes logisch und kalt
düstere Hinterzimmer voll Rauch
lachende Schurken mit dickem Bauch

B-Movies aus alter Zeit
schwarzweiß nicht nur das Bild
Viktorianische Geisterwelt
wo Frauen kühl, nicht wild

Wie Captain Kirk auf fremdesten Planet
die Sorgen des Alien versteht
weite Räume ohne Limit
Rote Sonne im Zenit

Nein, ich will nicht erwachsen werden
will nicht als kleine Nummer sterben
ich verkrafte die Realität nicht
die immer öfters durch meine Träume bricht

Das Amt

Von Kummer gebeugt, ganz in Schwarz gewandet, schleppte sich die ältliche Frau über den mit Kopfsteinpflaster bedeckten Platz. Vor ihr ragte das Amt für unbeseelte Körper in den Himmel. Das mit schwarzen Marmorplatten besetzte Gebäude war einer Stufenpyramide nachempfunden. Der schwarze Marmor verschluckte die Sonnenstrahlen. Der Monumentalbau schien in der Sonne zu vibrieren, aber wahrscheinlich es nur die aufgeheizte Luft, die diesen Eindruck aufkommen ließ. Ein feiner Dunstschleier umzog das Gebäude. Auf der Oberfläche konnte man Eier braten. Die gebrochene Frau hatte keine solchen Gedanken, als sie durch das Portal trat. Alle ihre Gedanken kreisten um ihren verlorenen Ehemann. Nach dreißig Jahren Ehe war sie nun plötzlich allein. Trotz der Hitze fühlte fröstelte sie. So gewahrte sie kaum den Temperaturunterschied. Im Innern des schwarzen Giganten war es kühl und dunkel. Hinter zwischen meterdicken Wänden lag die Eingangshalle von indirekten Licht diffus beleuchtet. Eine breite, steinerne Treppe führte hinab, eine marmorne hinauf. Der Portier wies ihr den Weg nach unten. Je tiefer sie kam, um so

düsterer und kühler wurde es. Sie quälte sich mühsam die hohen Stufen hinab. Die Treppe führte kerzengerade zehn Meter in die Erde, ohne dass sie zwischendrin durch einen Treppenabsatz unterbrochen wurde. Das Gebäude schien zum Großteil aus Hohlräumen zu bestehen. Endlich kam sie am Fuße an. Eine düstere, muffige Halle erwartete sie. Zur Linken saß ein alter Mann an einem lächerlich primitiven alten Holztisch. Er sah nicht auf, als sie vor ihn trat und die Frage wiederholte, die sie schon dem Pförtner gestellt hatte. Schließlich hob der alte Mann doch noch müde den Kopf und würgte folgende Worte heraus, als würde ihm das Sprechen schlimmste Schmerzen bereiten: „Männliche Unfallopfer zwischen fünfzig und sechzig Jahren? Zimmer dreihundertsechs, Herr Perpido.“ Bei diesem Namen deutete er unbestimmt ins Dunkel hinter sich. Sie bedankte sich und tastete sich in die Dunkelheit vor. Ihre Augen waren nicht mehr die Besten. Die kleinen Zimmernummern an den Türen konnte sie kaum entziffern. Sie befühlte die aufgeprägten Ziffern mit dem Zeigefinger als würde sie Brailleschrift lesen. Obwohl sie sich nicht ganz sicher war, entschied sie sich an der Tür zu klopfen. Eine energische, tiefe Stimme bat sie herein. Sie trat in ein winziges Büro, das in grelles Neonlicht getaucht war. Für Sekunden war sie geblendet. Die gegenüberliegende Seite war

komplett aus Glas, aber auf der anderen Seite der Scheibe lag nur ein weiterer schwach erleuchteter Gang. Der bärtige, dicke Mann hinter dem Schreibtisch starrte auf ein altmodisches Computerterminal. Er schaute nur kurz hoch und fragte, was er für sie tun könne, bevor er weiter auf den Bildschirm starrte. Sie sagte ihm wahrheitsgemäß, sie wäre wegen ihres Mannes gekommen. Sie rang nach Beherrschung und zog schluchzend einen verknitterten Brief aus der Tasche. Es war ein amtliches Schreiben, nur Ämter schrieben heutzutage noch Briefe. Das Papier allerdings war zerlesen und von ihren Tränen befleckt. In knappen Sätzen hatte das Amt ihr mitgeteilt, ihr Mann wäre Opfer eines tödlichen Unfalls geworden. Auf Grund hygienischer Überlegungen wäre der Leichnam bereits eingeäschert. Sie kam, so sagte sie nun, um nähere Einzelheiten zu erfahren.

„Geben Sie mir die Objektnummer‟, brummte der Beamte nur ohne aufzuschauen. Sie las ihm stockend und schluchzend die vierundzwanzigstellige Zahl vor. Er tippte sie in den Computer. „Rainer Rechbruder?‟ erkundigte er sich, während er die Schrift auf dem Terminal entzifferte. „Ja‟ hauchte sie hoffnungsvoll.

„!83 cm groß. 96 kg, 66 Jahre, Tod durch Unfall. Tut mir leid, mehr Informationen habe ich nicht.‟

Sie war sprachlos. Sollte das alles sein? War sie deswegen hierher gekommen? War das alles, was von einem Menschen blieb? Sie suchte nach Worten, während sie sich schwindelnd an der Glaswand anlehnte. Jenseits der Scheibe kam eine Gruppe Männer den Gang entlang. Wie willenlose Marionetten bewegte sich die Männer mit starrem Blick durch die Düsternis. Sie sah sie ohne Interesse an, als sie plötzlich aufschrie: „Rainer!“ Sie presste ihr Gesicht gegen die Schreibe und winkte mit der rechten Hand. „Rainer“, schrie sie nochmals. „Das ist er“, rief sie dem bärtigen Beamten zu, „er lebt! Es ist alles ein Versehen. Ich habe es ja gewusst.“ Der Bärtige stand ohne Eile auf und drückte einen Knopf. Mit gemessenen Bewegungen kam er um den Tisch herum bis er hinter der Frau stand, die den Blick wieder auf die andere Seite des Glases gerichtet hatte. Er packte sie plötzlich mit hartem Griff und drückte sie flach mit dem Bauch auf den Boden. Die Tür ging auf, eine junge Frau erschien mit einer Spritze. Der Beamte hielt die japsende alte Frau mit seinem ganzen Gewicht auf dem Boden gedrückt. Sie wehrte sich, sie schrie, aber sie war viel zu schwach. Die junge Frau handelte, ohne spezielle Anweisungen vom Bärtigen. Mit routinierten Bewegungen zog sie der älteren den Rock hoch und die Unterhose nach unten. Die Nadel bohrte sich in das welke Gewebe. Ohne mit der Wimper

zu zucken, drückte sie den Kolben nach unten. Bald erlosch der Widerstand.

Nenn' mir deine Träume

Nenn mir deine Träume
den Keller voller bestem Wein?
die Limousine blankgeputzt?
ein großes Haus für euch allein?

Deine Kinder, deine Frau
in feinste Stoffe gehüllt?
Urlaub in der Karibik?
das Bankkonto prall gefüllt?

Das hört sich alles sehr gut an
doch unsere Wege verschieden sind
denn lieg' ich nachts wach
und lausch dem Spiel des Winds

dann träum ich von Nebeln
wallend in morgendlichem Wald
von sonnüberströmten Weingärten
von Regentropfen auf brüchigem Asphalt

von Meereswellen sich brechend
an steilen, weißen Klippen
von reinen, sprudelnden Quellen
und verlockend weiblichen Lippen

Somit wär' alles gesagt
ich glaub du hast's erkannt
ich wähl das Leben
wähl du nur den Tand

Die Invasion

Als die Aliens in unsere Stadt kamen, zogen sich alle Menschen in ihre Häuser zurück. Die Fensterläden wurden geschlossen, die Türen verriegelt. Die Geschäfte schlossen überstürzt und die Fabriken schickten ihre Mitarbeiter heim. Verstört, ob der verängstigten Stadt, klopften die Aliens zaghaft am katholischen Pfarrhaus an. Der Pfarrer öffnete die Tür nur einen Spalt breit. Er erklärte, dass es zwar die vornehmste Pflicht der Kirche sei, sich Menschen (oder Außerirdischen) in Not zu widmen, aber man müsse vorsichtig sein heutzutage. Ob sie denn auch alle dem katholischen Glauben ergeben wären und ob sie überhaupt getauft wären, wollte er wissen. Die Aliens wussten nicht, was katholisch ist. Da zuckte der Pfarrer hilflos mit den Achseln, da könne er ihnen leider nicht helfen.

Der evangelische Pfarrer, bei dem sie sich als nächstes vorstellten, teilte ihnen großmütig mit, es spiele keine Rolle, welchem Glauben sie anhängen würden. Wichtig wäre nur, dass sie Menschen (oder Außerirdische) in Not seien. Die christliche Nächstenliebe gebiete es zu helfen. Er nahm sie mit ins Haus und fragte sie über ihre

Sitten und Gebräuche aus. Sie würden auf ihrem Heimatplaneten sicher auch in Not geratenen Artgenossen mit der gleichen Hilfsbereitschaft entgegentreten. Die Aliens verneinten. Bei ihnen würde niemand einem Fremden die Tür aufmachen, erklärten sie. Der Pfarrer war betrübt das zu hören, aber er hoffte mit Güte einen Sinneswandel in den Köpfen der Außerirdischen zu bewirken. Vor allem wollte er dafür sorgen, dass sie eine angemessene Arbeit fanden. Die Aliens fanden die Vorstellung arbeiten zu müssen, nicht erquicklich. Bei ihnen zuhause würde keiner ihrer Artgenossen arbeiten, erklärten sie. Wie sie sich dann ernähren könnten, wollte der Pfarrer wissen. Sklaven würden die Arbeit für sie erledigen, erzählten sie dem Pfarrer. Die Sklaven seien allesamt Nachfahren von den diversen Rassen, deren Planeten sie im Laufe der Jahre erobert und die sie unterjocht hätten.

Der Pfarrer bestand darauf, dass sie sich Arbeit suchten. Aber, ohne festen Wohnsitz und ohne Berufserfahrung mussten sie wohl als schwer vermittelbar gelten. Dennoch konnte er mit Hilfe seiner Beziehungen, eine Umschulung für sie erreichen. Der Staat bezahlte ihnen einen Grundkurs in Betriebswirtschaftslehre. Die Aliens fanden den Kurs fade. Von allen fremden Rassen, die sie bisher unterjocht hätten, wäre die der Menschen die intellektuell schwerfälligste. Das

Grundprinzip von Angebot und Nachfrage kam den Aliens blöd vor. Auf ihrem Planeten würden Durchreisende mit massiver Gewalt gezwungen, örtliche Produkte zu erwerben. Produktpolitik und Marketing wollten ihnen auch nicht zusagen. Als der Bürgermeister sie besuchen kam, um sich für die Presse mit ihnen ablichten zu lassen, erwürgten sie den alten Mann und ernannten einen der ihren zu seinem Nachfolger. Da der alte Bürgermeister sowieso unbeliebt gewesen war, regte sich wenig Widerstand in der Bevölkerung.

Seitdem hat sich einiges in unserem Städtchen verändert. Anfangs fand ich es beschwerlich, dass ich nun zwölf Stunden täglich im Steinbruch arbeiten musste, aber mit der Zeit gewöhnt man sich an alles. Die harte Arbeit tat meiner Figur gut. Das Schwingen des schweren Hammers hat meinen Bizeps und meinen Brustkorb wachsen lassen. Das Arbeit an der frischen Luft bekommt mir. Und die Frauen lieben meinen starken Körper. Eigentlich haben wir es gar nicht so schlecht getroffen. Ich, jedenfalls, werde morgen ausgelassen den Jahrestag feiern, an dem die Aliens in unsere Stadt kamen.

Es und sein Wächter

Der Wächter schläft!
Wehe, wenn der Wächter schläft
dann schlüpft es aus den feuchten Windungen
Es war schon immer da, doch es wuchs
Sie pflanzte es, sie die dich säugte
Bisher war es eher schmächtig
Der Wächter arbeitete zuverlässig und akkurat
aber der Wächter wird alt
schon vergisst er manches Mal seine Pflicht
und dann kann es sich freiwinden
dann kann es herausbrechen
und wenn es sich erschöpft hat
dann blinzelt der Wächter verwirrt
und wird dem Gräuel gewahr

Das Ritual

Ohne Anstrengung glitt sein Rad über die Straße, die sich sanft um die ockerbraunen Hügel schlängelte. Die Sonne lächelte ihm fröhlich zu. Die Landschaft war kahl. Nur ab und zu ragten ein paar halbvertrocknete Grasbüschel zwischen den Steinen empor. Es war aber die endlose Stille, die dieser Gegend ihre majestätische Grandeur gaben. Das magische Stillstehen der Zeit. Die Luft war diesig. Rechts neben ihm fiel der Fels steil ab. Doch konnte er das Tal nicht sehen. Es war eine seltsame Region, in die er nun vorgedrungen war. Selbst die Naturgesetze schienen niemals bis in diese Hügelkette vorgestoßen zu sein. Er war unbeschwert. Er war ohne Sorgen. Die Stille fühlte sich wie Balsam auf seiner Seele an. Die Straße machte eine letzte Wendung und vor ihm lag eine ganz zauberhafte Schlucht. Ein malerisches, kleines Dorf klebte an den Felsen. Sein Rad rollte nahezu geräuschlos über den glatten Asphalt. Bald schloss sich der Ort um ihn herum. Menschen saßen auf den Treppen vor ihren Häusern. Unbeweglich, stumm. Sie beachteten ihn nicht. Keine neugierigen Blicke, keine profitgierigen Andenkenhändler. Nur Stille. Er stieg in der Ortsmitte vom Rad. Vor ihm

thronte ein Holzhaus auf vier dürren Holzbeinen. Alle anderen Häuser im Ort waren aus ockerfarbenem Stein. Das Holzhaus interessierte ihn. Es war ein Fremdkörper im Ort. Genau wie er selbst. Ein Holzhaus in einer so kargen und kahlen Landschaft. Er stieg die knarrende Holztreppe hinauf. Höflich klopfte er an. Niemand bat ihn herein. Ein seltsames Verlangen zwang ihn die Tür zu öffnen. Drinnen herrschte dämmriges Zwielicht. Der Raum war stark von der Sonne aufgewärmt. Er blinzelte in die Düsternis. Endlich erkannte er einen einfachen Holztisch und zwei Stühle. Aus einer dunklen Ecke kam ein Mann auf ihn zu. Er schrak zurück, wollte sich für sein unentschuldbares Eindringen entschuldigen, aber er umarmte ihn wie einen wiedergefundenen Freund. Er schob ihn zum Tisch und drängte ihn auf einen der beiden Stühle. Dann verschwand er kurz, um Sekunden später mit einer Flasche Rotwein und zwei einfachen Wassergläsern zurückzukommen. Er sprach zu ihm in einer Sprache, die er nicht verstand. Dabei klopfte er ihm immer wieder aufmunternd auf die Schulter. Sie tranken. Der Wein drang von seinem leeren Bauch direkt ins Gehirn. Er redete weiter. Sie tranken weiter. Schließlich stand er auf und verschwand erneut im Nachbarraum. Gleich darauf kam er wieder zurück. Er hielt ihm einen schmalen Stapel Fotografien vor die Nase. Leicht

benommen vom schweren Wein nahm er die Bilder widerspruchslos in die Hand. Sein Gastgeber rückte seinen Stuhl dicht neben ihn. Er starrte auf das erste Bild. Es war darauf nichts zu sehen außer der schmächtigen Mondsichel am dunklen Nachthimmel. Der Mann gestikulierte wild und die Worte plätscherten ohne Unterhalt auf ihn herab. Er deutete mit seinem Finger auf den Mond und stellte ihm eine Frage. Er konnte es am Tonfall erkennen, dass es eine Frage war; verstanden hatte er kein Wort. Er schüttelte also verwirrt mit dem Kopf. Der andere zuckte mit den Achseln. Er steckte das Foto hinter die anderen. Das zweite Bild erschien ihm auf den ersten Blick identisch mit dem eben gesehenen. Aber gleich erkannte er seinen Irrtum. Die Sichel war hier etwas dicker. Der Mond hatte zugenommen. Er war immer mehr verwirrt. Sein Gastgeber sprach eindringlich auf ihn ein. Er nickte nur stumm. Das dritte Bild glich den beiden anderen ebenso; nur die Mondsichel war wiederum breiter geworden. Es folgten noch weitere Fotografien, die alle nur den Mond in seinen veränderten Erscheinungsformen zeigten. Schließlich war er beim letzten Bild angekommen. Der Mann sah ihn erwartend an. Was er sah, erstaunte ihn nun nicht mehr. Ein vollendeter Vollmond prangte inmitten eines Himmels aus schwarzem Samt. Der seltsame Holzhüttenbewohner gestikulierte jetzt

noch wilder und seine Worte überschlugen sich fast. Er legte ungerührt die Fotos auf die Tischplatte. Das schien den Bann zu brechen. Der andere verstummte plötzlich. Er sah ihn einen Moment lang fragend an, dann schob er seinen Stuhl zurück und erhob sich.

"Ich zeige dir meinen Ort", verkündete er in akzentfreiem Deutsch. Ohne die Wirkung des Weines, wäre er sehr überrascht gewesen. So aber befand er sich in einem angenehmen Dämmerzustand. Er trug die Gläser und die leere Flasche weg. Dann geleitete er ihn die knarrenden Stufen hinab zurück ins gleißende Sonnenlicht. Die Menschen saßen immer noch dösend auf ihren Treppen. Niemand nahm von ihnen Notiz. Niemand grüßte ihren Begleiter, als er ihre Häuser passierte. Er führte ihn auf eine steil ansteigende Gasse mit Kopfsteinpflaster. Sie marschierten stumm bis zum Ende des Dorfes. Abrupt endete die Straße direkt hinter dem letzten Haus. Dort begann statt dessen eine in den Fels gehauene Treppe. Der Mann gab ihm ein Zeichen, dass er als erstes hochsteigen sollte. Der warme Wein in seinem Bauch machte ihn träge. Auch sein Gehirn arbeitete im Zeitlupentempo. Er zauderte vor der ersten Stufe. Der Einheimische lächelte breit und wies ihn mit seinem ausgestreckten Arm an zu gehen. Er erklomm die erste Stufe. Nachdem sie

so etwa eine Stunde empor gestiegen waren, hielt er inne. Der Schweiß lief ihm übers Gesicht. Es war früher Nachmittag. Die Sonne brannte ohne Erbarmen. Die Wirkung des Weins war verflogen. Der Alkohol hatte sich wohl durch die Poren seiner Haut verflüchtigt. Er fragte sich jetzt ernsthaft, was sie hier oben taten. Sein Begleiter, der ebenfalls gestoppt hatte, wies auf den Boden, auf dem sie standen.

"Das ist die Arbeit vom Sohn des Gorgola. Der war damals erst zehn Jahre alt, als er diese Stufen hier schuf. Weiter oben, näher am Heiligtum, da kannst du wahre Handwerkskunst bewundern. Stufen, jede für sich ein Meisterwerk. Und welch ein Ebenmaß. Der große Gorgola hat hier sein Glanzstück vollbracht. Leider stürzte er in die Tiefe bevor er sein Werk vollenden konnte. Sein Sohn musste die Arbeit beenden."

Er sah sich benommen die Felstreppe an. Wie kann ein Junge von zehn Jahren solch eine Treppe in den harten Fels hauen, fragte er sich. Ihm war etwas schwindelig. Erst jetzt bemerkte er den Abgrund, der auf der rechten Seite gähnte. Ein Zittern lief durch seinen Körper. Was machte er nur hier? Er hatte seit Stunden nichts mehr gegessen. Und er hatte eine Fahrradtour von sechzig Kilometern hinter sich. Und dann hatte er auch noch diesen schweren Wein getrunken. Wer

war der Mann? Und was wollte er von ihm?

Er bekam keine sofortige Antwort auf seine Fragen. Statt dessen drängte der Mann ihn mit sanfter Gewalt zum Weiterklettern. Und er kletterte weiter. Er wunderte sich selbst über sich. Immer höher stiegen sie hinauf. Das Dorf lag zusammengeschrumpft zu ihren Füßen. Und die Treppe führte unaufhörlich empor. Sie stiegen stumm eine weitere Stunde bergauf. Langsam wurden ihm die Knie weich. Sein Magen hing ihm bereits bis auf die Füße. Und Durst hatte er auch. Die Sonne war unbarmherzig. Der Schweiß floss. Er musste den Verlust an Flüssigkeit und Mineralstoffen wett machen. Aber er sagte nichts. Der andere sagte auch nichts. So stiegen sie stumm weiter.

Der Gipfel lag nun in greifbarer Nähe. Lange konnte diese Tortur nicht mehr anhalten. Nur noch ein paar Stufen. Er wischte sich mit dem Ärmel ihres T-Shirts über die Stirn. Etwas vom salzigen Schweiß war ihm trotzdem ins Auge geraten. Das Salz brannte. Er rieb sich das Auge mit dem Zeigefinger. Sein Blick war für einen Moment verschleiert. Aber er verlangsamte nicht sein Tempo. Wie eine gut funktionierende Maschine setzte er Fuß vor Fuß. Doch plötzlich war ihm, als würde die Felsstufe unter seinem rechten Fuß schmelzen. Der Fels fühlte sich ganz

unvermittelt wie Gummi an. Er gab unter seinem Gewicht nach. Sein Oberkörper bog sich nach vorne. Dann bekam er das Übergewicht. Er versuchte den Schwerpunkt zu verlagern und einen Sturz zu vermeiden. Er drückte sein Kreuz durch und riss die Arme hoch. Nun kam er aber in die Rückenlage. Blauer Himmel flog an seinen weit aufgerissenen Augen vorbei. Seine Füße spürten keinen Grund mehr unter sich. Er ruderte mit den Armen. Aber da war nur Luft. Nichts Festes, was ihm Halt gegeben hätte. Er sah seine Beine über sich in der Luft schweben. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Er erwartete jetzt jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen, aber seltsamerweise schien er in der Luft zu schweben. Sein Blick verschleierte sich. Bunte Farben tanzten vor seinen Augen. Er war gelähmt vor Angst. Voller Panik versuchte er die wirbelnden Flocken mit seinem Blick zu durchdringen. Aber dahinter lag nur dunkle Nacht. Das gleißende Sonnenlicht war versiegt, der leuchtend blaue Himmel war verschwunden. Sein Herz schlug im Stakkato. Aber als nach endlos langen Sekunden nichts geschah, kehrte ein Teil seines Verstandes wieder zurück. Er fiel nicht. Er spürte nur ein leichtes Schaukeln. Die Farben wichen aus seinem Gesichtsfeld. Aber es blieb dunkel. Und im Dunkel konnte er nun Schemen erkennen. Er erkannte die Felsformation vor ihm.

Er sah die Treppe unter sich. Er schwebte langsam empor. Er drehte mühevoll seinen Kopf zur Seite. Da blickte er direkt in das freundlich lächelnde Gesicht seines Führers. Nun begriff er auch seine Lage. Der Mann trug ihn auf seinen Armen nach oben, daher das Gefühl des Schwebens. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Er musste ohnmächtig geworden sein, und er hatte ihn aufgefangen. Ja, das würde einiges erklären. Aber es erklärte doch nicht alles. Nun da die Panikattacke vorüber war, konnte er wieder klar sehen. Und doch die Sonne kam nicht zurück. Eben war es noch früher Nachmittag gewesen, - ein Nachmittag im Sommer - und jetzt war alles dunkel. Statt der Sonne prangte nun ein kühler Vollmond am Himmel. Er hätte ihn ja fragen können, was geschehen war, aber irgendwie waren seine Lippen wie versiegelt. Seine Zunge schien angewachsen. Er konnte nur stumm sein lächelndes Gesicht betrachten.

In diesem Moment waren sie am oberen Ende der Felstreppe angelangt. Er war kein bisschen außer Atem. Erstaunlich, denn es war schon anstrengend genug diese steile Felsstiege allein hochzusteigen, aber mit seinen gut achtzig Kilo im Arm musste es unerträglich sein. Er schwitzte nicht einmal. Aber es war auch sehr kühl geworden. Ihm jedenfalls lief eine Gänsehaut über

den ganzen Körper. Er war nun wieder im Vollbesitz ihrer Kräfte. Der Mann hätte ihn runterlassen gekonnt. Aber er dachte nicht daran. Und er konnte nicht sprechen. So war er zum passiven Erleben verurteilt. Sie standen nun auf einem Hochplateau. Ein kalter Wind fegte über sie hinweg. Nur ein paar halb vertrocknete Büsche stemmten sich gegen den Wind. Bäume gab es auf dem kargen Fels keine. Obwohl sie noch nicht über der Baumgrenze waren.

Er trug ihn ohne zu zögern auf einen Steinkreis zu. Kein Monument so atemberaubend wie Stonehenge; nein, nur eine kleine, unauffällige Anlage. Man hätte sie leicht übersehen gekonnt. Keine Monolithen ragten da gen Himmel. Nur schiefe Steinstummel, in der Größe von Meilensteinen bildeten diesen Ring. Aber es war klar zu erkennen, dass dies das Werk von Menschen sein musste. Wahrscheinlich war die Anlage nicht einmal sehr alt. Der Einheimische musste sich jetzt gegen den Wind stemmen. Immer wütender fegte der Wind über das Plateau. Er fror nun erbärmlich. Ihre Zähne klapperten. Der Mann blieb emotionslos. Er betrat mit ihm den Steinkreis. Kaum war er eingetreten, war es schlagartig windstill. Auch das Heulen und Pfeifen des Sturms verstummte. Es war als hätte jemand eine gigantische Käseglocke über sie gestülpt. Die

Kälte wich aus seinem Körper. Das Zittern hörte auf. Er erkannte nun eine Felsplatte, die von menschlichen Steinmetzen roh behauen war, inmitten des Kreises. Er beugte sich hinunter und legte ihn sachte auf den nackten Stein. Der Stein fühlte sich überraschend warm an. Er schien zu pulsieren. Er streckte sich auf der Felsplatte aus. Direkt über ihr prangte der volle Mond. Seine kühlen Strahlen drangen ihm direkt in die Augen. Er war wie hypnotisiert. Alle Sorgen und Ängste schienen aus ihm heraus zu strömen. Alle negativen Energien wurden von dem Stein aufgesaugt. Er fühlte sich leicht wie eine Feder. Die harte Steinplatte unter ihm schmiegte sich an seinen Körper wie ein Daunenbett. Der Mondstrahl sog ihm all das Gift aus dem Leib, mit dem sein Körper und Geist seit Jahren vergiftet wurden. Er war gleichzeitig entspannt und voller Kraft. Der Mond schien über ihm immer dicker und mächtiger zu werden. Er ließ den kompletten Steinkreis golden schimmern.

Sein Begleiter hatte minutenlang wie erstarrt neben ihr gestanden. Mit verklärtem Blick starrte auch er in den Mond. Nun aber war er urplötzlich verschwunden. An seiner Stelle stand nun eine zierliche Frauengestalt, ganz in wallende weiße Gewänder gekleidet, und mit langem, pechschwarzen Haar, dass ihr bis über die

Schultern floss. Mit unglaublich langsamen Bewegungen zog sie einen langen silbrig glänzenden Dolch aus dem Gewand. Er beobachte sie fasziniert und doch unfähig sich zu rühren. Sie hielt den Dolch mit ausgestreckten Armen vor sich. Dabei fiel das goldene Licht des Mondes auf die Klinge. Am kalten Stahl brachen sich die Strahlen und sprühten Funken werfend in alle Richtungen. Wie ein Schlafwandler betrachtete sie die Waffe. Lange passierte gar nichts. Sie starrte auf die Klinge, er starrte in das verklärte Gesicht der Frau. Keiner von beiden rührte sich. Dann brach ein Schrei aus ihrem Inneren heraus. Sie hob den Dolch in die Luft. Die Spitze der Klinge schwebte über ihm. Nun riss auch ihn ein Schrei aus der Tiefe ihrer Brust, aus seiner Erstarrung.

Schweißgebadet schreckte er hoch. Es war dunkel. Kein Mond leuchtete ihm ins Gesicht. Er saß aufrecht in seinem Bett. Es war nur ein Traum; nur ein dummer Alptraum. Keine messerschwingenden Frauen waren weit und breit zu sehen. Kein Steinkreis. Langsam begann sein Verstand wieder zu arbeiten. Er hatte keine Fahrradtour gemacht. Er war zuhause. Und draußen war Januar. Die Temperaturen lagen so um den Gefrierpunkt. Keine sengende Sonne, kein saugender Mond. Oder? Er schlüpfte aus seinem Bett. An Schlaf war jetzt eh nicht zu denken. Sein

Herz klopfte immer noch heftig. Außerdem war jede Müdigkeit aus ihm gewichen. Er steckte die Füße in die vor dem Bett bereitstehenden Pantoffel und schlurfte hinüber zum Fenster. Vorsichtig, als erwartete er irgendein Unheil, zog er die Gardinen beiseite. Er zuckte zusammen als hätte er einen Geist erblickt. Unwillkürlich tat er einen Schritt zurück. Die kalten Strahlen des vollen Mondes trafen ihn genau im Gesicht. Seine Hände zitterten als er sich wieder an das Fenster herantastete. Aber der Sog war zu stark. Er konnte ihren Blick nicht abwenden. Der Erdtrabant schien ihn mit magnetischer Kraft anzuziehen.

Der Mond hat die Kraft riesige Wassermassen zu beeinflussen, wie sollte sich da ein schwacher, kleiner Mensch wehren können. Er wurde ruhiger. Eine tiefe, innere Ruhe stieg in ihm auf. Das Zittern hörte auf. Sein Geist war total leer. Makellos und unberührt wie eine unbenutztes, weißes Blatt Papier. Er starrte unbeweglich auf den kühl leuchtenden Himmelskörper. Er hatte keine Angst mehr. Der Mondstrudel saugte ihn an. Er wirbelte ihn durch die Nacht hinaus in die Zeitlosigkeit.

Unterwerfung

Versklave mich, bestrafe mich
halte mich in Ketten und Stricken
laß die Peitsche tanzen auf meiner Haut
Straf mich für meinen Bauch, den dicken.

Wiege und messe mich jeden Tag
Stopfe einen Knebel in meinen stickenden Rachen
Führe mich nackt deinen Freundinnen vor
Laß sie über meinen Körper lachen

In einer dunklen Kammer laß mich fasten
hör nicht auf mein Gewimmer
Trainiere mich hart und härter
je mehr ich jammere desto schlimmer

Lege mir einen Keuschheitsgürtel an
und tanze nackt vor mir
reibe mich mit Duftöl ein und säusele
bis ich toll, toll, toll bin vor Gier

Elementare Gefühle

Ich trat gerade aus Joe's Sexshop, als ich sie sah. Es war mir schon etwas peinlich. Ich hatte mir gerade eine Sadomaso Zeitschrift gekauft. Ich bin sowieso ein sehr schüchterner und introvertierter Mensch. Ich hatte in meinem Leben bisher ungefähr genauso viel Sex wie der Dalai Lama. Nur das ich kein Keuschheitsgelübde abgelegt hatte. Irgendwie kam ich nie zum Zug. Ich bin kein Casanova, aber so übel sehe ich auch wieder nicht aus. Gut, da ist schon ein gewisser Bauchansatz. Aber selbst als ich vorne noch ganz flach war, hatte ich keinen Erfolg. Sicher, da waren Chancen, aber bis ich eine Chance erkannte, war sie vorüber. Ich bin eben ein bisschen langsam beim Denken. Nicht dass sie jetzt denken, ich wäre eine graue Maus, die noch mit vierzig bei Mama wohnt. Ich hatte sogar eine Phase, da zwang ich mich, Mädchen in der Disko anzusprechen. Ich kenne niemanden, der so viele Körbe sammelte. Aber ich hatte auch nur einen Spruch drauf: "Wollen wir tanzen", worauf die Girls regelmäßig mit "Nein" antworteten. Dann verpisste ich mich schnell mit gesenktem Haupt in die entlegene Ecke des Etablissements. Einmal war ich beim Versuch ein Mädchen anzumachen

über eine Stufe gefallen. Ich hatte sie so intensiv fixiert, dass ich die Treppe übersah. Ich purzelte vor ihr auf den Boden. Zum Glück stand sie direkt neben den Toiletten. Also rappelte ich mich wieder hoch und tat so, als wollte ich nur aufs Klo.

Wenn man meine Vorgeschichte kennt, weiß man, dass ich nicht erwartete mehr wie Blickkontakt mit dem entgegenkommenden Mädchen aufzunehmen. Sie war blond mit dunkleren Strähnen. Sie war nicht wirklich schlank, sie schien eine natürliche Veranlagung zur Rubensfigur zu haben, aber offenbar hielt sie Diät. Ihr Bauch war flach, die Hüften üppig und ihre Brüste waren auch nicht gerade die kleinsten. Das dünne weiße Top spannte sich über ihnen. Als wir auf gleicher Höhe waren, schaute sie mich plötzlich an und kam direkt auf mich zu. Mein Herz setzte für einen Augenblick aus. Das muss ein Missverständnis sein.

"Können Sie mir sagen, wo hier die nächste Apotheke ist?" Ah ja, das war es. Da machte ich mir schon wieder Illusionen. Sie wollte gar nichts von mir. Sie wollte nur zu einer Apotheke. Ich zeigte mit dem Finger in die Richtung aus der sie gerade kam. Sie schien mich nicht zu verstehen. Schließlich bot ich ihr an, sie dorthin zu begleiten. Wir liefen stumm nebeneinander her. Ich

überlegte krampfhaft, was man nun sagen könnte. Aber was soll man sagen in so einer Situation? Zum Glück war es nicht weit.

Als wir dort ankamen, war die Apotheke geschlossen. Natürlich, es war 19 Uhr, die Apotheke schließt um 18.30. Das hätte ich wissen müssen. Ich erklärte ihr die Sachlage, die sie nicht ganz zu begreifen schien. Sie blieb unschlüssig stehen und schaute mich an. Was sollte ich denn jetzt tun? Ich deutete auf die Nachtglocke. "Wenn's wichtig ist", erklärte ich. "Oh nein, es ist nicht so wichtig. Dann komme ich eben morgen nochmal her", antwortete sie zu meiner tiefen Verwunderung. Da soll nun ein Mensch eine Frau verstehen. Ich wusste immer noch nicht, was ich sagen sollte und sie sagte auch nichts. Das wurde langsam peinlich. Müsste sie jetzt nicht "Vielen Dank" und "Tschüs" sagen? Das tat sie aber nicht. Stattdessen erzählte sie mir, sie wäre Künstlerin, Malerin um genau zu sein. Was hatte das mit der Apotheke zu tun? Ich war verwirrt. Sie hätte ein Diplom von der Kunstakademie, hörte ich sie sagen. "Das ist interessant", antwortete ich. "Gehen wir einen Kaffee trinken", war ihre Antwort. Diese Worte schlugen bei mir wie ein Blitz ein.

"Was malst du denn?" fragte ich sie nervös. Die Bedienung hatte bereits die Bestellung

aufgenommen und war wieder verschwunden. Seitdem herrschte Stille.

"Alles", war die umfassende Antwort, aber sie wurde mit einem strahlenden Lächeln gegeben. Da sie einsah, dass mich diese Antwort nicht restlos befriedigte, fügte die gnädig hinzu: "Menschen, Tiere, Landschaften, Porträts ... Alles eben."
"Ja, aber welche Stilrichtung? Abstrakt, surrealistisch, oder was?" Ich hatte nicht die geringste Ahnung von Malerei und warf ihr die beiden erstbesten Begriffe hin, die mir in den Sinn kamen.
"Ich lasse mich nicht in irgendwelche Kategorien pressen", entgegnete sie mit Nachdruck. Ich wollte mich schon entschuldigen für meine banale Frage, da fuhr sie fort: "Ich bin auf der Suche nach den elementaren Gefühlen. Die will ich auf Leinwand bannen."

"Gefühle? Kann man denn die malen?" Sie warf mir einen vernichtenden Blick zu.

"Gefühle sind es, die Kunst von Schund unterscheiden. Ohne Gefühle gibt es keine Kunst."

Irgendwie kam das Gespräch nicht vorwärts. Eigentlich wollte ich mit ihr ins Bett und nicht über Kunst debattieren. Aber wäre es nicht unklug nun

schon auf dieses Thema zu kommen? Würde die beleidigt sein. Würde sie sich als bloßes Lustobjekt fühlen?

"Interessieren dich meine Bilder?" Ich erschrak, fühlte mich ertappt.

"Ja, sicher", versicherte ich ihr lahm.

"Willst du sie mal anschauen?"

"Ja, klar, wenn du mal Zeit hast."

"Wie wäre es mit jetzt?" Sie lächelte mich spöttisch an. Mein Herzschlag begann unangenehm laut zu werden. Hoffentlich hörte sie das nicht. Der Lärm im Cafe musste ihn übertönen. Hoffentlich!

"Ah, ich hab' eigentlich nichts vor" antwortete ich ihrem Blick ausweichend.

Sie fuhr einen Porsche. Nicht schlecht für eine Malerin. "Du kriegst auch was zu essen", verkündete sie mir mit strahlendem Lächeln, während sie den Wagen Richtung Oststadt lenkte. Eine verdammte gute Wohngegend. Das Auto glitt schnurrend in die Tiefgarageneinfahrt eines noblen Apartmenthauses. Wir fuhren im Lift in das fünfte Obergeschoss. Dann öffnete sie die Tür zu einer riesigen Penthousewohnung. Allein das Wohnzimmer war größer als meine komplette Wohnung. Meine Schuhe versanken im dicken,

lärmschluckenden Teppichboden. Die eine Längsseite des Raumes bestand vollends aus Glas. Eine Wand, die sich aufschieben ließ und so den Weg freimachte auf eine riesige Dachterrasse. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. "Gefällt dir meine bescheidene Behausung?" fragte sie mich voller Spott. Ich nickte nur mit offenem Mund. Irgendwie war mir diese Frau unheimlich. Aber sie war auch äußerst attraktiv. Und ja, ich wollte mit ihr ins Bett. "Wenn du willst kannst du baden. Ich mache uns inzwischen eine Kleinigkeit zu essen." Sie zeigte mir das Badezimmer. Es war größer als mein Wohnzimmer. Die Badewanne war ein riesiger Whirlpool. Sie öffnete den Hahn. Sie hatte es nicht eilig in die Küche zu kommen. Lässig lehnte sie am Türrahmen und schaute mir beim Ausziehen zu. Sie leckte die Lippen, wie ein Kätzchen das tut, voll Vorfreude auf das baldige Mahl. Ich stand nun völlig nackt vor der Wanne. Ihre Blicke erregten mich. Die Wanne war aber noch lange nicht voll. Endlich konnte sie ihren Blick losreißen. Sie löste sich langsam vom Türrahmen und huschte geschmeidig durch die Türöffnung. Im Gehen warf sie aber nochmals einen schnellen, doch intensiven Blick über die Schulter auf ihre Beute.

Ich stieg in das angenehm warme Wasser. Den

Kopf ließ ich unter die Wasseroberfläche gleiten bis nur noch der Kopf herausschaute. Das Wasser blubberte und ein Prickeln überlief meine Haut. Ich schloss die Augen. Endlos hätte ich in der Wanne schweben können, doch plötzlich stand sie neben mir und lächelte mich an.

"Das Essen ist fertig", hauchte sie. "Ich habe dir eine frisches Handtuch mitgebracht" Ich nickte dankend und stieg aus der blubbernden Flüssigkeit. Sie machte keine Anstalten das Handtuch wegzulegen und zu gehen. Ohne die geringste Verlegenheit ließ sie ihren Blick an meinem Körper hinabgleiten. Ich spürte schon wieder diese Erregung. Dann aber drückte sie mir das Handtuch doch in die Hand und verließ das Badezimmer. "Ich warte auf dich. Beeil dich", rief sie mir über die Schulter zu.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkam, war der Tisch festlich gedeckt. Drei Kerzen brannten in einem dreiarmigen, vergoldeten Kerzenhalter. Das Essen dampfte auf Tellern aus edelstem, weißem Porzellan. Es gab Lachsfilet mit Petersilienkartoffeln in einer Weißweinkremsoße. Neben den Tellern stand jeweils ein gefülltes Glas mit bestem Weißburgunder. Ich glaubte zu träumen. Überwältigt setzte ich mich ihr gegenüber an den Tisch. "Guten Appetit". wünschte sie mir, während sie selbst ihr Besteck

in die Hand nahm. Ich murmelte einige beifällige Worte und versuchte in der Folge trotz meines Heißhungers das Essen nicht hinunterzuschlingen. Es wäre schade gewesen. Als Nachtisch folgte schließlich noch eine göttliche Mousse au chocolate. Ich war im siebten Himmel. Jetzt wünschte ich mir nur noch eines. Das Gespräch plätscherte unangestrengt dahin. Der Wein nahm mir etwas von meiner Scheu. Und ich muss eingestehen, ich trank fast die ganze Flasche allein. Sie nippte immer noch an ihrem ersten Glas, da hatte ich schon den letzten Tropfen aus der Flasche in mein Glas geschüttelt. Ich schämte mich etwas. Als Gast sollte man sich doch zurückhalten, aber bei Wein kann ich mich nicht zurückhalten. Ich bin Wein gewohnt. Und drei Gläser, von denen das letzte gar nicht mehr bis zum Rand gefüllt war, werfen mich normalerweise nicht um. Vielleicht war es der Stress, die Angst vor dieser übermächtigen Frau. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass nicht mehr weiß, was passierte nachdem ich das letzte Glas geleert hatte.

Als ich wieder zu mir kam, war ich nackt. Aber das war das wenigste. Ich habe eine exhibitionistische Ader, nackt vor einer Frau zu stehen, erregt mich. Aber ich stand ja nicht, ich hing. An einem Kreuz. Wie dieser Möchtegernmessias. Nur fehlte mir das Leintuch.

Und der Dornenkranz. Gut, Nägel bohrten sich auch keine durch meine Gliedmassen. Eigentlich hing ich auch nicht, ich stand gewissermaßen doch. Meine Füße hatten zumindest Kontakt mit dem Fußboden. Aber meine Arme waren gespreizt und an den Enden der horizontalen Latte festgebunden. Festgebunden, oder festgeklebt mit irgendwelchen Kunststoffbändern. Der Raum war winzig, kahl und ohne Fenster, aber über mir brannte eine nackte Glühbirne. Sie stand vor mir mit einem spöttischen Grinsen, ihre Arme in die Hüfte gestützt. Sie ergötzte sich an meinem hilflosen Zustand. Sicher sah ich lächerlich aus. Sie tätschelte meinen nach vorn gewölbten Bauch. "Ich werde dich malen, aber noch bist du nicht reif. Du bist noch zu wohlgenährt und ..." Sie machte eine Pause und ließ die Hand an meinem Bauch nach unten gleiten. Sie legte sie auf mein schlaffes Glied, das sich sogleich aufzurichten versuchte, aber ohne richtige Kraft auf halbem Weg innehielt. "... auch hier fehlt dir noch der richtige Hunger", beendete sie ihren Satz. Sie lächelte mich sadistisch an, wandte sich um und schritt schnurstracks aus dem Raum. Sie vergaß auch nicht das Licht auszumachen. Der Tag wurde zum bisher längsten in meinem Leben.

Ich fröstelte. Es war kühl in der Kammer. Und ich dachte mit Grauen an Spinnen und anderes

Getier, dem ich hilflos ausgesetzt war. Daher war ich dankbar, als nach Stunden der Qual die Tür aufging. Sie knipste das Licht an. Sie war nur sehr sparsam bekleidet. Aber das wenige, das sie anhatte, war erotischer als der vollständig nackte Körper. Sie stand in High Heels und Strapsen vor mir. Über den Strapsen lockte ein Ledertanga und das hauchdünne Top konnte ihre Brüste kaum bändigen. Sie brachte mir ein Glas Wasser. Ich schluckte die Flüssigkeit gierig. Ich war ihr nicht einmal mehr böse für diese Behandlung. Vielleicht hatte ich es doch verdient. Wenn sie mich nun losband, würde ich mich nicht beschweren. Aber es kam ganz anders. Sie prüfte erneut meinen Bauch und meinen Penis. Dieses Mal fuhr sie zusätzlich noch mit ihren Händen sanft über die Innenseiten meiner Oberschenkel. Ihr Urteil aber war negativ genau wie am Morgen. Das Licht wurde wieder gelöscht, ich war wieder allein. Mein Magen rumorte bedenkllich und auch weiter unten fühlte ich großen Hunger. Stunden vergingen qualvoll langsam. Als sie wiederkam, musste ich dieselbe Prozedur über mich ergehen lassen, nur dass sie dieses Mal ihren Körper gegen meinen presste zum Abschied. Wieder ließ sie mich mit meinen Hungergefühlen allein. Akribisch notierte ich mir im Geiste in den folgenden Tagen wie oft sich dieses Ritual wiederholte. Es lag ein bestimmter Rhythmus in ihrem Erscheinen. Ich

kam zu dem Schluss, dass sie mich einmal am Morgen und einmal am Abend besuchte. Insgesamt zählte ich vierzehn Begutachtungen. Und die ganze Zeit lebte ich nur von Wasser und Hoffnung. Ihre Berührungen wurden hingegen immer intensiver. Sie schien mich in den Wahnsinn treiben zu wollen. Oder war ich gar schon dem Wahn verfallen? Am Abend des siebten Tages - wenn meine Berechnungen korrekt waren - machte sie einen Striptease vor meinen Augen, bevor sie mich von oben bis unten mit duftendem Öl massierte. Ich spürte nur noch einen Hunger. Ich glaubte nie mehr etwas essen zu müssen. Es schien so unwesentlich - das Essen.

Endlich kam die fünfzehnte Inspektion. jetzt änderte sich das Ritual. Zwar bekam ich zuerst wieder ein Glas Wasser eingeflößt, aber anstatt mich sexuell zu erregen, begann sie nun meinen Sieben-Tage-Bart zu rasieren. Dann wusch sie mich von oben bis unten. Und erneut wurde ich mit duftendem Öl eingerieben. Nun trat sie einen Schritt zurück und betrachtete zufrieden ihr Werk. "Jetzt endlich kommen die elementaren Gefühle - Hunger und Geschlechtstrieb - in ihrer reinen Form zum Vorschein. Du warst ein hartnäckiger Fall. Jetzt aber bin ich mit dir zufrieden. Die Blockaden sind beseitigt. Ich hole nur noch meine Staffelei."

Den ganzen Tag strich ihr Pinsel über die Leinwand. Ich konnte aus meiner qualvollen Position nicht sehen was sie dort schuf, es war mir auch egal. Mir war gar nicht, als würde ich irgendwelche elementare Kräfte spüren, ich spürte überhaupt keine Kraft mehr in mir. Ich war mental und körperlich am Ende. Alles tat mir weh. Der Hunger schmerzte mehr denn je und das sexuelle Verlangen hatte die Grenzen des Natürlichen überschritten. Es musste Abend geworden sein, ehe die Erleichterung kam. Mein Bewusstsein schaltete sich ab.

Als ich erwachte, lag ich lange orientierungslos auf dem Boden. Farben wirbelten vor meinen Augen. Das Bild war unscharf. Übelkeit stieg in mir hoch, konnte aber niedergekämpft werden. Langsam schärfte sich das Bild. Und mit der Schärfe kam auch das Erinnern. Ich war zuhause. Und doch kam mir jetzt die Tortur zurück in den Sinn. Aber ich war daheim. Ich lag nackt auf dem Schlafzimmerboden neben meinem Bett. Hatte ich alles nur geträumt? Aber das war dieses irrsinnige Hungergefühl. Mit Mühe kam ich auf die Beine. Schwindel durchflutete meine Sinne. Ich schleppte in die Küche. Der Brotlaib war verschimmelt. Ich torkelte weiter ins Wohnzimmer. Mein Fernseher besitzt Videotext. Der wird mir Aufschluss gewähren. Doch mein Magen belog mich nicht. Es

war eine Woche her, seit ich in Joe's Sexshop war. Mein Gesicht war glattrasiert. Und doch das Pornomagazin, das ich bei Joe gekauft hatte, lag aufgeschlagen auf meinem Sofa.

Festes Fleisch

Frau
festes Fleisch
Schweiß
heißer Körper
duftende Haare
zwischen den weichen Schenkeln
elektrisch
die Berührung
rauer Stein
auf weiches Gras
saftig und verlockend
sinken
hineinsinken
in den Abgrund
in den Schlund
klarer Blick
strahlend
tief und rein
weit weg von allen Unbill
ein Sturm
ein Wolkenbruch
aber sanft
sanft wie regendurchtränktes Moos

Noch 'ne Vampirgeschichte

Francis Davies war ausgehungert. Er hatte den ganzen Tag nichts zu essen bekommen. Der raffgierige Taxifahrer hatte ihn verladen. Francis ärgerte sich über sich selbst. Wie konnte er so dumm sein, den Fahrpreis im Voraus zu bezahlen. Der Fahrer hatte ihn mitten in der Wildnis ausgesetzt. Eine Panne hatte er vorgetäuscht. Er hielt am Straßenrand, stieg aus, öffnete die Motorhaube und inspizierte eine ganze Weile den Motor. Während Francis sich die Füße vertrat, warf der heimtückische Kerl die Motorhaube zu, sprang in den Wagen und startete mit quietschenden Reifen. Francis konnte nur noch die Rücklichter bewundern. Ohne Karte, ohne Kompass, ohne Orientierung war er nun schon den ganzen Nachmittag unterwegs.

Es war sowieso eine blöde Idee gewesen ganz allein nach Transsylvanien zu reisen. Er hatte im Internet von der privaten BDSM-Party gelesen. Es klang verlockend. Keine finanziellen Interessen. Das ganze sollte in einem alten Schloss stattfinden mit echten Verliesen und uralten Kellergewölben. Doch nun lief er hier durch einen menschenleeren Wald und von dem Schloss war

weit und breit keine Spur. Er wusste nicht einmal, ob er noch in die richtige Richtung lief. Vielleicht war das Schloss ja ganz in der Nähe, aber die Bäume begrenzten seine Fernsicht.

Die Dämmerung brach plötzlich über ihn herein. Das ging schnell hier in den Bergen. Zu allem Übel zogen dunkle Wolken auf. Ein Unwetter braute sich über seinem Kopf zusammen. In kürzester Zeit war es stockdunkel. Francis, der Stadtmensch, war von der Intensität der Finsternis schockiert. Hier gab es keine Straßenlaternen und der Mond verbarg sich hinter den schwarzen Wolkentürmen. Blitz und Donner zerrissen immer wieder die unheimliche Stille dieser Gegend. Seit etwa einer Stunde schüttete es wie aus Kannen. Francis war bis auf die Knochen durchweicht. Es gruselte ihn bei der Vorstellung die ganze Nacht durch den Regen wandern zu müssen. Er war müde und ausgelaugt. Das Unwetter raubte ihm nun auch noch seine psychischen Reserven. Am liebsten hätte er sich auf den Boden geworfen und geheult. Aber ein Bär von einem Mann, wie Francis einer war, durfte keine Schwäche zeigen – auch wenn niemand in der Nähe war. Seine Gedanken waren schwarz wie die Nacht.

Da zerriss wieder einmal ein Blitz die Dunkelheit. Am, für den Bruchteil einer Sekunde, illuminierten

Nachthimmel zeichnete sich die Silhouette eines wehrhaften Schlosses ab. Francis glaubte zuerst an eine Sinnestäuschung, zu sehr erinnerte ihn die Szenerie an alte Gruselfilme. Doch ein weiterer Blitz verifizierte seine Vision. Vor ihm erhob sich ein mächtiges Schloss mit mehreren Türmen, die von Zinnen gesäumt waren. Hinter einem der Fenster glomm ein schwaches Licht. Francis folgte einem sauber geharkten Pfad zum Eingangsportal. Die massive, zweiflügelige Eichentür war mit ebenso massiven Eisenscharnieren beschlagen. Ein gusseiserner Totenkopf diente als Türklopfer. „Wie kitschig", dachte Francis gerade als sich die Tür klischeehaft knarrend öffnete.

Er lugte ins Innere. Er sah vor sich eine schwach beleuchtete Halle, in deren Mitte eine kolossale, steinere Wendeltreppe nach oben führte. Es roch Staub und Leder. Es war kein Mensch zu sehen. Er trat vorsichtig ein. Der Boden war mit Marmor gefliest, aber ein purpurroter Läufer führte von der Tür schnurstracks zur Treppe und weiter die Stufen hinauf. Francis machte zögernd ein paar Schritte auf die Treppe zu. Wie aus dem Nichts erschien plötzlich eine junge Frau vor ihm.

„Herzlich willkommen auf Schloss Dracul", hauchte sie mit rauchiger Stimme. Sie trug schwarze Netzstrümpfe, ein enggezurrtes

schwarzes Lederkorsett, aus dem ihre milchweißen Brüste nur wenig herauslugten, und Stöckelschuhe mit sehr hohen Absätzen. Ihr Gesicht war ebenso milchweiß wie ihre Brüste. Umrahmt wurde es von glatten blauschwarz schimmernden Haaren, die ihr über die zierlichen Schultern flossen. Ihre vollen Lippen waren blutrot geschminkt. Was Francis aber in Bann schlug, waren ihre Augen. Sie waren leuchtend grün und schienen ihn zu hypnotisieren. Doch ehe er sich ihr zu Füßen werfen und sich ihr als willenloser Sklave anbieten konnte, stand neben ihr plötzlich eine zweite Frau. Sie hätte die Zwillingsschwester der ersten sein könnte, nur dass sie in weiß statt in schwarz gekleidet war. „Das ist Vampirella, ich bin Vampirnetta" stellte die erstere sich und ihre Geschlechtsgenossin vor.

„Francis Davies", stammelte Francis verwirrt.

„Ich weiß. Wir haben auf dich gewartet. Du bist ganz durchnässt, willst du dir nicht die nassen Kleider ausziehen?"

„Wenn ihr vielleicht etwas zu essen da hättet? Ich bin nicht wählerisch, nur habe ich seit heute Morgen nichts mehr zu mir genommen und ich musste stundenlang durch den Wald laufen."

„Das tut uns leid, wir hätten dir das Schloss früher zeigen sollen, aber wir müssen auf unsere

Figur achten.“

„Ich verstehe nicht. Was hat meine Wanderung mit eurer Figur zu tun?“ fragte Francis, der immer weniger von dem verstand, was mit ihm geschah.

„Ach, früher als unserer Vater noch lebte, da gab es hier immer riesige Bankette mit jeder Menge fettem Fleisch und Käse und sämigen Soßen - das können wir dir leider nicht mehr bieten. Als weiblicher Vampir musst du heute eine Size-Zero-Figur haben um gegen die Konkurrenz bestehen zu können. Schon kleine Kaloriensünden werden da hart bestraft. Deshalb suchen wir unsere Gäste sorgfältig aus. Übergewichtige Besucher lehnen wir grundsätzlich ab.“

„Ich verstehe immer noch nicht...“ erwiderte Francis verdutzt.

„Na, du scheinst aber nicht besonders schnell im Kombinieren zu sein“, warf die Weißgekleidete ein, die nun das erste Mal sprach. Ihre Stimme war weicher als die von Vampirnetta. „Wenn wir dir jetzt etwas zum Essen geben würden, würde das nur deine Blutfettwerte hochtreiben und das können wir uns nicht leisten. Wir können dir aber einen guten, schweren Rotwein anbieten. Der wird deinen Magen wärmen und außerdem wirst du ja nicht mehr lange zu leiden haben. Wir sind nämlich auch hungrig.“

Vampirella und Vampirnetta führten ihren Besucher die Treppe hoch ins erste Obergeschoss. Vampirnetta wies auf eine Tür direkt vor ihnen. Der Raum war hell erleuchtet. Francis war überwältigt von dem Prunk, der sich ihm darbot. Ein kristallener Lüster spendete das Licht. Der Fußboden war mit einem purpurroten Teppich ausgelegt, der so weich und dick war, dass es sich anfühlte als ginge man über einen feinen Sandstrand. Die Möbel waren aus Mahagoniholz gefertigt und die Stuhllehnen waren mit einer Goldauflage veredelt. Vampirella schob sich an Francis vorbei und stolzierte zu dem Anrichte hinüber. Francis bewunderte die Auf- und Abbewegungen ihrer wohlgeformten Pobacken. Sie kam zurück mit einer Flasche Rotwein und einem Glas.

„Trink. Das ist ein sehr guter Jahrgang.“ Sie hielt ihm das eingeschenkte Glas hin. Francis nahm es ihr ab. Er probierte den Wein und stellte fest, dass sie nicht gelogen hatte. Er trank einen größeren Schluck.

„Zieh dich schon mal aus“, zischte ihm derweil Vampirnetta ins Ohr. Als er nicht schnell genug reagierte, kam ihm Vampirella zu Hilfe. Bald darauf stand er völlig entblößt vor den beiden Frauen. Sie begutachteten seinen Körper eingehend und strichen anerkennend über seinen

flachen Bauch. Vampirella begann ihn am ganzen Körper zu streicheln. Er bekam eine Erektion.

„Das vergeht gleich wieder“, höhnte Vampirnetta. Er verstand nicht was sie meinte. Der schwere Wein allerdings ging direkt ins Blut. Francis würde sich nicht mehr lange auf den Beinen halten können, bekäme er nicht bald was zu essen. Aber es wurde ihm nichts angeboten, stattdessen drückten die beiden seinen Körper hinunter auf den samtweichen Teppich. Ihre Lippen fuhren über seine Brust nach oben zum Hals. Dann blitzte momentan dieser Schmerz auf. Wie ein Stich in den Hals. Aber der Wein hatte ihn betäubt. Er sah, hörte und fühlte alles wie durch einen Schleier. Tatsächlich kam der Schmerz von den Vampirzähnen der beiden Schönen, die sich gerade tief in seine Halsschlagadern gebohrt hatten. Nun saugten sie – und er genoss es. Er war glücklich. Die beiden hatten Erfahrung im Blutsaugen, das merkte man. Sie waren sanft und ihre vollen Lippen liebkosten den wunden Hals. Je mehr sie saugten, umso betäubter wurde er. Jetzt schoben sie ihre linken respektive rechten Oberschenkel über seine Oberschenkel. Sein Penis zuckte. Sicher hätte er nun eine mächtige Erektion gehabt, wäre noch genug Blut dafür in seinem Körper gewesen. Sie saugten weiter. Sein Herz pochte. Es versuchte die immer geringe

Blutmenge im Körper zu verteilen. Er spürte keine Panik. Mit seligem Lächeln sank er in die Ohnmacht.

Als er wieder aufwachte, lag er nackt auf dem roten Teppich. Das halbvolle Weinglas stand auf dem Esstisch neben ihm. Er rappelte sich hoch und griff nach dem Wein. Langsam lies er die Flüssigkeit in seinen Mund rinnen. Der Wein war in der Tat köstlich. Seine Schneidezähne stießen klirrend gegen das Glas, als er es absetzen wollte. Seltsam. So lang waren die doch gar nicht. Er befühlte sie mit der rechten Hand. Vampirzähne! Er ging hinüber zu dem goldumrahmten Spiegel. Obwohl er direkt davorstand, sah er sein Spiegelbild nicht. Er war zum Vampir geworden. Wie schön. Jetzt würde er unsterblich sein und könnte unzählige schöne Frauen aussaugen. Just als das dachte, ging die Tür auf. Vampirnetta kam herein. Sie trug nun ein weißes, durchsichtiges Negligee. Das war alles was sie trug. Sie lief mit nackten Füßen auf ihn zu.

„Danke, Vampirnetta“, rief er ihr entgegen. „Ich wollte schon immer ein Vampir sein. Das ist toll, dass ihr mich in euren Kreis aufgenommen habt.“

Vampirnetta sah ihn erzürnt an. „Auf die Knie mit dir, du Wicht!“ Francis war erschrocken, doch Vampirnettas Stimme strahlte soviel Autorität

aus, dass er sich instinktiv auf die Knie fallenließ, Vampirella kam nun hinter ihr zur Tür herein. Sie trug das gleiche Nachtkleid wie ihre Schwester, doch schleppte sie in ihrer linken Hand ein zappelndes Huhn mit sich. Vampirnetta nickte ihr zu. Vampirella zückte ein Messer und schnitt dem Huhn den Kopf ab. Es zappelte immer noch, aber Blut quoll nun auch aus dem geköpften Leib. Sie schmierte das Blut auf die Waden und Füße ihrer Schwester. Francis sah, dass ihre Fußsohlen schwarz waren, als wäre sie barfuß im Freien gelaufen. Als ihre Schwester mit ihrer Arbeit zuende war, deutete Vampirnetta mit ihrem rechten Zeigefinger auf ihre Beine.

„Leck es auf – und zwar restlos. Du wirst so schnell nichts mehr zu essen bekommen."

Francis krabbelte zu ihr hin und begann mit Widerwillen das Blut vom rechten Schienbein zu lecken.

„Vergiss auch nicht die Zehen. Und pass auf, dass du mich nicht mit deinen Zähnen kratzt."

Francis versuchte sanfter zu sein und die Zunge weiter herauszustrecken. Vampirnetta schnurrte vor Zufriedenheit, aber nach außen hin blieb sie hart.

„Du wirst jetzt für die nächsten fünfhundert Jahre mein Leibeigener sein. Wenn du dich nicht zu blöd

anstellst, kannst du danach in den Rang eines Dieners aufsteigen. Aber glaube ja nicht, das das so einfach wäre. Leck weiter! Die Zehen. Auf – und vergiss die Zwischenräume nicht. Ist deine Zunge festgewachsen? Bewege sie!“

Kreuzritter

Das Schwert bluttriefend noch
die Lanze tief in den Innereien
des Ungläubigen
und doch beten wir für seine Seele
möge auch diese ungläubige Seele
gerettet werden von unserem edlen Gott

Das Eisen noch rotglühend
der Schrei hallt noch in dem dunklen
Kellergewölbe
Der nackte Körper gestreckt bis zum Äußersten
auf das der Teufel entfernt werden kann
aus den Gebeinen des unglücklichen Mädchens

Heidnische Köpfe werden von den Leiber
geschlagen
Satanische Bäuche aufgeschlitzt
Der rote Saft des Lebens umspült sanft die
Knöchel
Liebet euren Nächsten
so wie es wir Christen tun

Ihr aber ihr Christenvolk
ihr aber sollt euch vermehren und fruchtbar sein
zu Gottes Wohlgefallen
Denn wißt : jedes Lebens ist dem Schöpfer heilig
auch das des HIV-Viruses

Amen

Nächtliche Bekanntschaft

Sie stand am Brückengeländer, ein Fuß auf der unteren Geländerstrebe. Der Oberkörper war leicht vorgebeugt. Sie starrte ins schwarzglitzernde Wasser. Als wolle sie springen. Im Scheinwerferlicht meines Cabrios konnte ihre extravagante Kleidung erkennen. Die Füße staken in hohen Stöckelschuhen. Die langen wohlgeformten Beine waren nur von Netzstrümpfen bedeckt. Das straffsitzende schwarze Kleidchen reichte ihr nicht einmal bis zur Mitte des Oberschenkels. Ich hupte um ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, aber eigentlich hätte sie den Motor meines Wagens hören gemusst. Ich hielt neben ihr und öffnete die Beifahrertür. Es hatte wieder stärker angefangen zu regnen. Keine anderen Menschen waren weit und breit zu sehen. Es war kurz nach Mitternacht.

“Was machen Sie hier im strömenden Regen um Mitternacht auf der Brücke? Sie holen sich den Tod. Soll ich sie irgendwo hin mitnehmen?”

Sie nahm ihren linken Fuß vom Geländer und drehte sich langsam um. Sie hatte kurze tiefrotgefärbte Haare.

“Was machen sie mitten in der Nacht auf dieser

Brücke?” antwortete sie mit einer nicht ganz logischen Gegenfrage. Sie hatte eine tiefe, rauchige Stimme.

“Immerhin werde ich nicht nass”, entgegnete ich. “Ich fahre nach Hause, wenn Sie es genau wissen wollen. Aber ich kann sie irgendwo absetzen. Das ist kein Problem. Ich fahre auch gerne einen Umweg.”

“Nicht nötig.” Regenwasser lief ihr aus den Haaren ins Gesicht. Ihr Kleid musste vollkommen durchweicht sein.

“Aber sie können doch nicht die ganze Nacht hier im Regen stehenbleiben.”

“Habe ich auch nicht vor, Ich habe nur auf dich gewartet.” Mit diesen Worten setzte sie sich auf den Beifahrersitz und schloss die Tür. Ich schaute sie verdutzt an; die Scheibenwischer quietschten; der Motor summte leise. “Auf! Worauf wartest du denn noch? Fahr los. Ich bin ganz durchnässt. Es wird Zeit, dass ich das Kleid ausziehen kann.”

“Klar. Entschuldigung”, war alles was ich stammeln konnte. Ich legte den ersten Gang ein und fuhr los. Nachdem wir die Brücke hinter uns gelassen hatte, fiel mir ein, dass ich nicht wusste, wo ich sie hinfahren sollte. Ich musste mich für eine Richtung entscheiden. “Wo soll ich dich absetzen?” fragte ich, während das Auto auf die

rote Ampel an der Kreuzung heranrollte.

“Du hast doch gesagt, dass du nach Hause fährst, oder?”

“Ja schon, aber...”

“Was aber? Willst du mich nicht mitnehmen?”

“Ich dich? Aber wir kennen uns doch gar nicht.”

“Hast du noch nie eine fremde Frau mit nach Hause genommen? Außerdem kenne ich dich sehr gut.”

“Ich verstehe nicht ... Sind wir uns schon mal begegnet?”

“Das nicht.”

“Das ist mir zu hoch. Machst du das professionell? Willst du bezahlt werden?”

“Was mache ich professionell?”

“Du verwirrst mich. Was hast du auf der Brücke gemacht?”

“Auf dich gewartet. Aber ich bin keine Hure, wenn es das ist, was du dich nicht traust auszusprechen.”

Derweil hatten wir die Straße, in der meine Wohnung lag, erreicht. Wie immer war es ein leichtes einen Parkplatz direkt vor dem Haus zu kriegen. Ich lebte in einem großen Raum über

einem ehemaligen Lagerhaus. In der Straße gab es nur Lagerhäuser und alle standen leer. Hier lebte niemand außer mir.

“Wir sind da”, erklärte ich ihr mit leicht bebender Stimme. Ich fühlte mich unwohl, obwohl ich anscheinend einen Hauptgewinn gemacht hatte. “Hast du keine Angst mit einem Mann, den du erst fünf Minuten kennst, in dessen Wohnung zu gehen.”

Sie hatte bereits das Auto verlassen und ging schnurstracks zur Wohnungstür. Woher wusste sie welche Tür die richtige war? Wahrscheinlich weil ich das Auto direkt davor geparkt hatte.

“Ich glaube du hast Angst vor mir”, erwiderte sie ungerührt, und irgendwie hatte sie recht.

Drinnen in der Wohnung verschwand sie sogleich im Badezimmer. Sie ließ allerdings die Badezimmertür halb offen stehen, so dass ich sie beim Ausziehen im gegenüber an der Wand angebrachten Spiegel betrachten konnte. Als sie schließlich auch das Höschen abgestreift hatte, bewunderte sie sich in dem Spiegel und so hatte ich auch genügend Gelegenheit ihren perfekten Körper zu bewundern. Meine Blicke saugten sich an ihrer Schambehaarung fest. Die war dicht und füllte das gesamte Dreieck zwischen ihren

muskulösen Schenkeln aus. Mein Blick glitt langsam nach oben. Ihr Bauch zeigte keinerlei Wölbung; keine Speckpölsterchen behinderten meinen Scannerlauf beim Emporklimmen zu ihren Brustkorb, dessen Rippen sich deutlich unter der Haut abzeichneten. Die Brüste waren klein aber fest, die Brustwarzen ragten erigiert in den Raum. Als mein Blick bei ihren Augen angekommen waren, lächelte sie plötzlich und winkte mir im Spiegel zu. Schamröte stieg in mein Gesicht. War ich doch als Voyeur ertappt worden. Während sie in der Duschkabine verschwand, versuchte ich meine Gedanken abzulenken. Ich setzte mich auf mein Sofa und blätterte lustlos und unkonzentriert in einer Literaturzeitschrift. Im Badezimmer rauschte derweil das Wasser.

Ich hatte die Zeitschrift gerade weggelegt und stattdessen den Fernseher angeschaltet, als sie aus dem Badezimmer trat. Sie rubbelte sich mit einem Handtuch den Rücken. Sie war völlig nackt. Ich starrte sie an. Unwillkürlich rutschte ich ein Stück weiter weg von ihr auf dem Sofa. Mein Herz klopfte laut und vernehmlich.

“Hast du vielleicht einen Bademantel oder so was?”

Ich antwortete nicht, sondern starrte nur weiter

auf ihren Körper.

“Die Nässe ging durch bis auf die Unterwäsche”, erklärte mit entschuldigendem Unterton. “Ich konnte sie doch nicht anlassen.”

“Nein”, stammelte ich. “Nein, das konntest du nicht.” Ich zitterte mittlerweile am ganzen Körper. Sie stand nun direkt vor mir. Sie fixierte mich mit ihren Augen und stemmte die Hände in ihre Seiten.

“Hast du nun einen Bademantel oder muss ich die ganze Nacht nackt hier stehen?”

“Ja, ich meine 'Nein'. Das heißt, ich – ja – ich habe einen Bademantel.”

“Holst du ihn mir?” Ich nickte, bewegte mich sonst aber nicht. Mein Körper war aus Blei. Ich konnte nicht aufstehen. “Jetzt!”, setzte sie schließlich im Befehlston hinzu. Das riss mich aus meiner Starre. Ich sprang auf und rannte ins Schlafzimmer. Als ich mit dem ausgewaschenen, hellblauen Frotteeteil zurückkam, saß sie auf meinem Sofa. Sie nahm mir den Bademantel dankend ab, stand auf und schlüpfte hinein. Ich wollte mich neben sie auf die Couch setzen, doch sie hielt mich zurück. Sie schüttelte sanft ihren Kopf. Sie sah mich spöttisch an. “Zieh dich aus!” Das war wieder ein Befehl und es schien ich war machtlos gegen ihre Befehle. Ich musste

gehorchen, auch wenn ich meinen Puls inzwischen in der Halsschlagader pochen spürte. Als ich nackt vor ihr stand begann sie mit einer Sichtprüfung. Wenn ich mich eben noch wegen meiner verstohlenen Blicke geschämt hatte, so waren ihre Blicke so bar jeder Scham. Sie taxierte mich von oben bis unten. Schließlich fuhr sie mit ihrer rechten Handfläche über meinen Bauch. “Du stehst ein bisschen zu gut im Futter, findest du nicht?” Sanfte Röte stieg wieder in meine Wangen. Ich wollte ihr sagen, dass ich mich gut gehalten hatte, im Gegensatz zu manch anderen Männern in meiner Altersgruppe, aber ein Blick in ihre Augen sagte mir, dass es mir nicht zustand, etwas zu erwidern. Sie strich mit einem ihrer langen Fingernägel über meinen erigierten Penis, lehnte sich dann aber wieder zurück.

“Weißt du, was ich mit dir gerne machen würde?” Ich schluckte, schüttelte dann aber stumm den Kopf. “Ich würde dich gerne auf einen Stuhl binden, an dem an den Seiten Bewegungssensoren angebracht sind. Zu deiner Rechten würde ich eine nackte Frau postieren. Dann würde dein Kopf fixiert, so du deinen Blick nicht von Fernsehapparat vor dir wenden kannst. Auf der Mattscheibe liefen Pornos. Jedesmal wenn du eine Erektion bekämst, würde der Sensor dies registrieren und als Folge bekäme die Frau neben

dir einen mittelstarken Elektroschock. Sie müsste dich dann mit ihrer Hand befriedigen. Das würde so lange weitergehen, bis entweder dein Penis so entzündet wäre, dass ihn selbst die heißeste Sexszene nicht mehr hochbrächte, oder bis die junge Frau vor Erschöpfung ohnmächtig würde. Was hältst du davon?”

Als ich nur dastand, mit dem Kopf schüttelte und schluckte und kein Wort herausbekam, beugte sie sich wieder nach vorne. Sie spreizte die Finger ihrer rechten Hand und stieß sie dann in meinen Magen. Ungläubig sah ich, wie sich ihre Finger bis zum Handteller in meine Magengrube bohrten. Mir wurde übel. Der Schmerz war schrecklich. Mein Puls tobte. Mit einem Ruck zog sie ihre Hand zurück. Vier fingergroße Löcher blieben in meinem Körper zurück. Ich würgte. Seltsamerweise floss kein Blut. Aber ich hatte keine Zeit darüber zu sinnieren. Mein Geist hatte beschlossen, sich eine Auszeit zu genehmigen. Zuerst tanzten rote Schleier vor meinen Augen, dann kam die völlige Nacht.

Als wieder zu mir kam, war ich zuerst desorientiert. Ich brauchte einige Sekunden um mich zu erinnern, was passiert war. Die Erinnerung kam in mehreren Schockwellen. Ich schloss die Augen und versuchte eine Panikattacke abzuwenden. Es dauerte einige

Minuten bis ich mich soweit im Griff hatte, dass ich die Augen wieder öffnen konnte. Warum war ich noch nicht tot? Ich spürte keinen Schmerz. Vorsichtig richtete ich meinen Blick auf meinen Bauch. Von den vier Löchern war nichts mehr zu sehen. Aber, so stellte ich mit Bestürzung fest, auch meine Körperbehaarung war verschwunden. Spurlos. Meine Haut war glatt wie ein Säuglingspopo. Als ich meinen Blick weiter nach unten wandern ließ, wallte die Panik nun doch in mir auf. Meine Genitalien waren verschwunden. Ebenso spurlos wie meine Haare. Ich war ein Neutrum. Ich ließ mich zurücksinken auf die Couch, schloss die Augen und versuchte, hyperventilierend, meinen Verstand nicht zu verlieren. Oder hatte ich ihn schon verloren?

Nach einer Weile hatte ich mich so weit beruhigt, dass ich wieder halbwegs klar denken konnte. Ich musste herausfinden, was hier passiert war. Es musste mit der fremden Frau zu tun haben. Wo war sie eigentlich? Ich öffnete vorsichtig die Augen und holte tief Luft. An meinem Zustand hatte sich nichts verändert. Aber der Raum sah anders aus. Das lag am Licht. Ein rosafarbenes Licht erhellte das Zimmer. Ich stand ächzend auf – obwohl mir nichts wehtat – und durchsuchte die Wohnung. Von der geheimnisvollen Fremden keine Spur. Ich kam zu dem Schluss, dass ich die

Lösung des Rätsels nicht in meiner Wohnung finden würde. Ich musste mich anziehen und draußen nach einer Erklärung suchen.

Meine Kleider waren verschwunden. Nicht nur die, die ich zuletzt anhatte, auch die aus meinem Schrank. Das musste ein Albtraum sein. Ich taumelte zur Wohnungstür. Ich öffnete sie einen Spalt und spähte hinaus. Draußen warteten keine leerstehenden Lagerhäuser auf mich. Die Straße war auch nicht regennass. Da war gar keine Straße. Was sich da draußen vor meiner Tür darbot, war eine Art Wüste; allerdings eine sehr ungewöhnliche. Der Sand, oder was immer das da am Boden war, glitzerte babyblau in den Strahlen einer rosaroten Sonne. Ich trat hinaus, vorsichtig einen Fuß vor den andern stellend. Obwohl die Luft brütend heiß war, war der hellblaue Sand angenehm kühl. Jetzt als ich genauer hinsah, erkannte ich am Horizont ein Häuschen. Sonst war rundum nichts als Sand. Sollte ich mich dorthin wagen? Was sonst konnte ich tun? Sollte ich irgendwas aus der Wohnung mitnehmen? Eine Taschenlampe? Aber es war hell genug. Ich durfte nichts überstürzen. Ich entschloss mich, zurück in die Wohnung zu gehen und über meine Lage nachzudenken. Als mich umdrehte, um diesen Beschluss in die Tat umzusetzen, war meine Wohnung mitsamt dem Lagerhaus verschwunden.

Da mir nun die Entscheidung abgenommen war, fügte ich mich in mein Schicksal. Ich brach auf zu dem Häuschen am Horizont. Das Gebäude war weiter weg als es ursprünglich den Anschein hatte. Ich musste Stunden unterwegs gewesen sein, bis ich es erreicht hatte. Als ich hundert Meter entfernt war, erkannte ich ein Gesicht im Fenster. Es gehörte der rothaarigen Fremden von gestern Abend. Falls es gestern gewesen war. Jedenfalls winkte sie mir hereinzukommen. Was blieb mir übrig. Ich trat durch die offene Tür.

Das Innere war kahl und leer. Weißgetünchte Steinwände und ein schmutziger Steinboden. In der Mitte des Raumes befand sich eine kreisrundes, hüfthoches Bauwerk aus grobbehauenen Steinen. Es sah aus wie ein Brunnen. Die Frau stand jenseits des Brunnens. Sie war wieder völlig nackt. Sie lächelte mir zu. Sie winkte mich zu sich und ihre Körpersprache ließ keinen Zweifel daran, dass ich gehorchen musste. Als ich in Reichweite ihrer Arme war, ergriff sie meinen Nacken. Ihre Hand zwang mich, mich über den Brunnenrand zu beugen. Ich sah Bilder am Grunde des Brunnens. Verwackelt und unklar zuerst, dann immer deutlicher. Eine Frau im Wochenbett. Ein Mann, der ihr die Hand hielt. „Deine Eltern“, erklärte die unheimliche Frau. Ich versuchte den Kopf zu schütteln. Meine Eltern

hatten ganz anders ausgesehen. Ihr harter Griff hinderte mich den Kopf zu bewegen. „Du bist tot und wirst in Kürze wiedergeboren.“ Ich erschrak.

„Ist das die Hölle?“ entfuhr es mir.

„Es gibt keine Hölle und keinen Himmel. Es gibt nur das hier. Und dies gibt es eigentlich auch nicht wirklich.“

Sie offenbarte einen silbernen Trichter in ihrer rechten Hand. Am Trichter waren Kabel befestigt. Wo sie hinführten blieb mir verborgen. „Zuerst müssen wir dein Gedächtnis neu initialisieren. Schließlich willst du doch nicht mit all deinen Neurosen ins neue Leben starten.“ Mit diesen Worten stülpte sie mir den Trichter über den Kopf. Ein elektrisches Brummen begann. Dann stürzte sich der Schmerz mit aller Kraft auf mich. Mein Körper erzitterte. Es war als bohrte jemand Löcher in meinen Schädel mit einem Elektrobohrer. Ich lugte bibbernd unter dem Rand des Trichter hervor. Mein Körper schrumpfte bis er die Größe eines Fötus hatte. Dann war alles dunkel. Der Schmerz war weg. Ich war weg.

Shangri-La

Manchmal wache ich auf
und träume von blauen Küsten
von immergrünen Wäldern
und heißen, staubigen Wüsten

dort muss es wohl besser sein
ohne diesen erstickenden Grauschleier
dort leben wäre heiter und beschwingt
nicht Tag für Tag die gleiche Leier

Irischer Wind im Gesicht
die Sonne Bahias im Herzen
die Stille Tibets in der Seele
beendet all die Nöte und Schmerzen

doch was soll all die Träumerei
Shangri-La versinkt zwischen schroffen Felsen
nicht das ich hier nicht weg könnte
aber ich bin nun mal Pfälzer

und was kann man hier nicht schaffen
was man woanders suchen wollte
hier ist es doch soviel leichter
ich weiß nicht, warum es nicht klappen sollte

Darum fahre ich in die weite Welt
trink' den Wein, verbrauch' mein Geld
aber nach Wochen in der Ferne

kehr ich um in die heimatliche Wärme

Auf dem Weg nach Mysaka

Erinnerungen an Noriega kamen mir hoch. Er war es, der mir die Geschichte von Mysaka erzählte. Die Legende vom mystischen Helden von Mysaka, halb Mensch, halb Pferd. Seine Mutter, eine breithüftige, tatkräftige Negerin hatte ihn mit Nuri, einem edlen, makellos weißen Hengst gezeugt. Nboko hatte deshalb einen Pferdekopf, die weiße Mähne aus feinstem, samtigen Haar streckte sich bis tief den Nacken hinab. Vom Hals an hatte er einen karamelfarbigen Manneskörper. Er war von edlem Wuchs und berstend vor Kraft. Dieser Nboko, so die Legende, soll allein mit seinem Pferd und seinem Bogen, den er wie kein anderer Sterblicher beherrschte, ein ganzes Heer von Angreifern vernichtet haben. Die Feinde konnten seinen schnellen Bewegungen nicht einmal mit ihren Augen folgen. Pfeil auf Pfeil zog er aus dem Köcher, den er am Rücken trug, und spannte ihn in den Bogen. Dank seiner übernatürlichen Kraft flogen die Pfeile schneller und weiter als die anderer Bogenschützen. Ein Pfeil soll fünf Angreifer nacheinander durchbohrt haben, bevor er in einem Gebüsch steckenblieb. Nboko hat Mysaka damals vor dem sicheren Untergang bewahrt, denn die Angreifer waren als wilde und grausame Kämpfer bekannt, die selbst

die kleinsten Kinder in ihrem Blutrausch nicht verschonten. Außerdem maß ihr Heer zwei Drittel der gesamten Bevölkerung Mysakas. Deshalb gäbe es heute noch jedes Jahr ein Fest zu Ehren Nbokos in Mysaka City, erklärte Noriega.

Er sei einmal dabei gewesen, sagte er. Ein Fest für die Augen sei es. Der Höhepunkt der prunkvollen Festivitäten sei erreicht, wenn eine pechschwarze, breithüftige Negerin nackt auf einem weißen Hengst durch die Hauptstraße reite. Sie reitet, so will es die Tradition, so Noriega, bis zu einem großen Platz am linken Ufer des Flusses. Dort reicht ihr das Stadtoberhaupt einen Pfeil und einen Bogen. Sie spannt den Bogen und lässt den Pfeil in das aufgemalte Herz einer Strohpuppe schnellen. Das ist das Zeichen, das der offizielle Teil der Feier beendet ist. Nun reißen sich alle, so sie noch jung und gesund genug sind, die Kleider vom Leib – in Mysaka ist es das ganze Jahr heiß und schwül – und wälzen sich mit willkürlich erwählten Partnern wollüstig im Staub der Straßen und Plätze. Das Keuchen, Jauchzen und Stöhnen hält die ganze Nacht an. Am nächsten Tag arbeitet niemand. Alle verbringen den Tag erschöpft in ihrem Bett.

Das alles erzählte Noriega mir, als wir auf dem Weg nach Mysaka waren. Wir hätten die Unterstützung eines Nboko dringend gebraucht.

Zwar wurden wir nicht angegriffen, aber wir waren in dieser kleinen Oase mitten in der Wüste gestrandet. Unser Jeep hatte den Geist aufgegeben. Nun ja, Noriega hatte seinen Teil dazu beigetragen. Er war schon am frühen Nachmittag besoffen gewesen – wie meistens. Ich habe ihn trotzdem fahren lassen. In der Tat hatte ich seit einer Woche nicht mehr hinter dem Lenkrad gesessen. Ein Fehler. Ich hätte mich nicht auf diesen notorischen Trunkenbold verlassen sollen. Offenbar war er schon fast eine Woche ohne Öl gefahren. Er hatte vergessen an der letzten Tankstelle in Taylortown Öl nachzufüllen. Jetzt lag der Jeep tot auf der Spitze einer Sanddüne. Zum Glück war es nur eine Stunde Fußmarsch zu dieser Oase. Und Noriega wusste wenigstens den Weg. Er sagte, ich solle mir keine Sorgen machen, er sei schon aus schlimmeren Situationen heil herausgekommen. Und der defekte Jeep hoch oben auf der Düne würde für Aufmerksamkeit sorgen. Ja, sagte ich, wenn denn jemand hier vorbeikommt. Kein Problem, meinte er, es gäbe nicht so viele Oasen in diesem Teil der Wüste. Früher oder später käme jemand vorbei. Und Wasser gäbe es ja genug. Mit dem Essen müssten wir und allerdings einschränken. Er hatte Recht. Am nächsten Tag tauchte in der Ferne ein Fahrzeug auf.

Der Range Rover wurde von einem bärtigen Mann gesteuert. Er war allein. Ungewöhnlich hier in der Wüste. Man wagt sich nicht allein in die alles austrocknende Hitze und Einsamkeit der großen Kaljawüste. Bartels, so sagte er, hieße er. Er wagte es. Er wagte es seit Jahren. Das zumindest erzählte er uns, als wir um das Lagerfeuer saßen. Es war Nacht geworden und Nächte in der Wüste sind kalt, kälter als jemand glauben mag, der noch nie die Nacht in einer Wüste verbracht hat. Es ist die Zeit der Dschinne. Auch in dieser Wüste gab es Geister. Daher war es besser eng zusammenzurücken und den kalten Whiskey durch die aufgeraute Kehle fließen zu lassen. Man hatte eh keine Chance gegen die Macht der Dschinne, besser man war nicht bei Sinnen, wenn sie kamen. Begegnete man ihnen mit klarem Verstand, so konnte es auf der anderen Seite sein, dass man am Morgen ohne Verstand aufwachte. Noriega sagte, er hätte schon einmal einem Dschinn gegenüber gestanden. Mehr wollte er aber nicht erzählen. Alkohol jedenfalls half gegen die Geister der Nacht. Gegen alle diese Geister half er, nicht nur hier in der Wüste, sondern überall auf dieser Welt, überall in diesem Universum und in allen anderen Universen. Alkohol bildete einen undurchdringlichen Schutzwall. Es gab Menschen, die aus religiösen oder sonstigen moralischen Gründen keinen

Alkohol anrührten. Ihr Leben endete meistens grausam. Die Mauern der Großstädte mögen ihnen für einige Jahre Schutz gewähren, aber gewiss ist das nicht. Hier draußen in der Wüste jedoch konnten sie kaum einen Monat überleben.

Der Wahnsinn, der in ihnen unterschwellig immer schon vorhanden war, würde auf kurz oder lang ausbrechen und sie von innen heraus vernichten. Der Wahnsinn, wenn er sich denn entzündete, war wie eine Stichflamme. Ein abscheuliches Aufflackern, ein Lodern, ein Glühen und nur noch die geschwärzte Asche blieb übrig. Die Geister griffen prinzipientreue Männer besonders gerne an. Das trockene Fleisch der anständigen Menschen zischte so lustig, wenn die Flammen es verzehrten. Es war als wollten die Flammen die gewesene Ernsthaftigkeit des Opfers nachträglich verhöhnen. Und es gelang. Es gelang immer. Hohn und Spott hatten ein leichtes Spiel auf dieser Welt.

Bartels versprach uns bis Barkadia mitzunehmen. Dort am großen Strom wäre unsere Chance am größten eine Mitfahrgelegenheit nach Mysaka zu finden, falls es eine solche überhaupt gäbe. Natürlich wollte er bezahlt werden für seine Hilfsbereitschaft. Er fragte, was wir in Mysaka zu tun hätten. Vielleicht um uns zu taxieren. Um herauszufinden, wieviel er verlangen konnte, ohne

allzu unverschämt zu wirken. Ich sagte ihm natürlich nicht, dass ich ein geheimes Dokument vom König von Emerald bei mir führte. Aber das wusste Noriega auch nicht. Er dachte, ich wäre hinter der Wunderdroge Quietsa her, die es in Mysaka zu erwerben gab. Wahre Wunderdinge wurden von den Wirkungen Quietsas kolportiert. So soll es alle Wünsche im Geiste eines Menschen für immer auslöschen können. Alle Gier nach Geld, nach Anerkennung, nach Ruhm aber auch nach Glück erlöschen, sobald man die Droge auf der Zunge zergehen ließe. Eine heftige Hitzewallung durchlaufe den Körper. Man glaube zu verglühen. Doch gerade, wenn es droht unerträglich zu werden, wandele sich kochende Lava, die die Blutgefässe durchläuft in einen angenehmen kühlenden Hauch, der aus allen Poren dringe und den Körper auch von außen in eine kuschelige Frischheit hülle. Die Frische führe auch zu einer Befreiung und freundlichen Anregung der Tätigkeit des Gehirns. Allerdings sind die Gedanken von nun ab nicht mehr ichbezogen. Die kühlende Umhüllung hält bis ans Ende aller Tage an. Wer einmal Quietsa gekostet hat, konnte mühelos bis zu vierhundert Jahre alt werden. Und das in tiefster Wunschlosigkeit, zufrieden mit sich selbst und der Welt. Die Potenz soll es auch steigern.

Am nächsten Tag waren wir auf dem Weg nach Barkardia. Bartels saß grimmig und verschlossen am Steuer und manövrierte uns an Dünen vorbei auf der kaum erkennbaren Piste durch eine Wand aus staubiger Hitze. Noriega saß neben ihm, stur geradeaus blickend. Er war noch nicht wieder in den Zustand der Nüchternheit zurückgekehrt. Aber vielleicht war er das seit Jahren nicht, und vielleicht wollte ich ihn gar nicht nüchtern erleben. Er war betrunken schon humorlos genug.

Bartels hatte uns am Abend zuvor eingehend vor den Gefahren Barkardias gewarnt. Sie sehe nur bei oberflächlicher Betrachtung wie eine lebenslustige Stadt aus, orakelte er. Nach ein paar Whiskeys mehr, rückte er mit der Sprache heraus. Barkardia war gespickt mit Eingängen zu virtuellen Welten. Was Las Vegas für das Glücksspiel sei, sei Barkardia für den Cyberspace. Das Geschäft boome, und das Geschäft sei schmutzig. Wie Pilze schößen die Zugänge aus dem Boden. Und wie Pilze gebe es ein unsichtbares Geflecht, das alle Eingangstore im Untergrund verbinde. Nun sei es nicht so, dass man für den Eintritt bezahle, sich im Cyberspace vergnüge, und dann wieder heimgehe. Die Methoden der Cyberspace-Mafia seien wesentlich perfider. Der unvorsichtige Fremde werde gnadenlos in die virtuellen Welten hineingesogen.

Die Türen seien nur für Experten als solche zu erkennen. Der Laie tappe unbedarft hinein und schon stehe er mit beiden Füßen auf virtuellem Boden. Die Verschachtelung von künstlichen Welten sei so komplex, dass selbst Profis sie nicht kartieren könnten. Außerdem befinde sich alles im ständigen Werden und Vergehen. Welten, die es gestern noch gegeben hätte, würfen bestenfalls heute noch ferne Echos.

Sei man erst einmal der wirklichen Welt geraubt, so bedürfe es einiger Anstrengung um wieder in sie zurückzukehren. Das virtuelle Netz ziehe sein Opfer nach unten, immer tiefer in die Spirale der Welten. Die Luft bleibe ihnen weg. Man möchte nach oben stoßen um seine Lungen mit Sauerstoff zu füllen, doch wo ist oben? An diesem Punkt angelangt, komme jede Hilfe zu spät. Man vergesse sein wahres Leben, seinen wahren Namen, seine wahre Vita – nur noch die virtuelle Haut bleibe übrig. Und die ändere ihre Farbe und Beschaffenheit mit jeder neuen virtuellen Welle, die über den enteigneten Wahrnehmungsapparat hinweg brause.

Bartels sagte, Geld könne manchmal helfen. Wenn man merke, wie man in eine virtuelle Welt hineingezogen würde, solle man sofort versuchen mit dem Administrator des virtuellen Tores Kontakt aufzunehmen. Das sei nicht allzu schwer,

behauptete er, da das Erpressen von solchen Geldern, der eigentliche Grund für das Vorhandensein dieser Tore sei. Mit ausreichender Barschaft könne man sich freikaufen. Ohne ausreichende Mittel müsse man anderes einsetzen, um nicht sein Selbst im Wirbel der Cyberwelten zu verlieren. Gesunde, junge Männer könnten sich beispielsweise als Söldner oder Auftragskiller für die Besitzer verdingen. Für junge, gutaussehende Frauen bleibe die Prostitution. Aber das sei ja nichts Neues. Schöne Frauen konnten schon immer alle ihre Ziele im Liegen erreichen, kommentierte Noriega bitter und spuckte seien Kaugummi ins Lagerfeuer, ehe er sein Glas nochmals bis zum Rand mit dem bernsteinfarbenen Schnaps füllte. Wie gerne wäre ich eine gutaussehende, junge Frau, dachte ich mir. Dann könnte ich Sex haben, wann immer ich welchen bräuchte und müsste mich nicht jahraus, jahrein selbst befriedigen.

Die Sonne brannte uns die Gehirne aus dem Schädel. Ich hatte Kopfweh. Noriega stierte immer noch geradeaus. Wie sehr er mir doch zuwider war. Dieser schwitzende, stinkende Körper mit dem rohen Gesichtsausdruck. Und doch, ich brauchte ihn. Genauer gesagt, brauchte ich nicht ihn, sondern irgend jemanden. Mich verließ der Mut, wenn ich allein war.

Meine Betrachtungen wurden je unterbrochen, als der Range Rover mit einem Ruck zum Stehen kam. Erschrocken blickte ich mich um, versuchte die Quelle des abrupten Stehenbleibens zu ergründen. Bartels lauschte angespannt, Noriega war mit einem Mal hellwach und fast nüchtern. Nachdem sich die Staubschwaden, die die bremsenden Räder des Geländewagens aufgewirbelt hatten, gesetzt hatten, war der Blick frei auf die allesverschluckende Wüste. Ich sah nichts. Nichts verdächtiges. Hatten wir eine Panne? Dazu passte das Verhalten Bartels nicht. „Was ist los?" verlangte ich von ihm zu wissen. „Still", befahl er. Eine Weile war alles still. Wir saßen alarmiert und eingeschüchtert in unserem heißen Blechkasten und starrten in die Wüste hinaus.

„Amazonen", zischte Bartels schließlich erklärend. Es erklärte damals nicht viel für mich, aber ich wusste, dass ich jetzt nicht nachfragen sollte. Draußen schien alles still und ruhig zu sein, so dass ich mir schon Gedanken um den Geisteszustand meiner beiden Begleiter machte, als es auf einmal auf dem Autodach über mir rumpelte. Sekunden später tauchten rechts und links zwei weibliche Gesichter auf. Die dazugehörigen Leiber schoben sich dann langsam vom Dach herunter. Mit einem hammerähnlichen

Gegenstand zertrümmerten sie die Scheiben. Dann ging alles rasend schnell. Die in knallenge weiße Bodysuits gekleideten Frauen zwängten ihre durchtrainierten Körper durch die Öffnungen und überwältigten uns. Offenbar hatten sie sich im Schutz des aufgewirbelten Staubes unserem Auto genähert. Und wurden die Hände auf dem Rücken gefesselt und dann wurden wir unsanft aus dem Wagen gezogen. Man brachte uns über eine nahgelegene Düne. Auf der anderen Seite wartete der Rest der Truppe mit ihren Kamelen. Insgesamt waren es wohl dreißig bis vierzig Frauen. Eine ältere Frau, die inmitten der Gruppe auf ihrem Kamel saß, gab Befehle. Sie war offenbar die Anführerin. Die Kamele waren alle mit einer Leine verbunden, so dass keines in einem möglichen Sandsturm verlorenginge. Jeder von uns bekam nun eine Schlinge um den Hals und musste einen Platz zwischen zwei Kamelen einnehmen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Die Frauen ritten auf den Rücken ihrer Kamele, die Kamele und wir mussten zu Fuß durch den glühenden Sand. Die Outdoor-Sportschuhe, die ich mir noch extra vor Beginn der Reise gekauft hatte, erwiesen sich als nicht wüstensandgeeignet. Ich lief wie auf glühenden Kohlen, was allerdings auch seine Vorteile hatte, denn so wurde ich ermutigt, trotz zunehmender Entkräftung, weiter zu marschieren. Wäre ich

gestolpert, die Schlinge hätte sich um meinen Hals zugezogen, und ich wäre erstickt.

Stundenlang marschierte unsere Karawane durch die Dünen. Die Amazonen gönnten uns keine Rast. Im Stadium eines beginnenden Deliriums fiel mir Hansi ein, unser Wellensittich, damals in meiner Kindheit. Meine Eltern wollten ihm ein artgerechtes Zuhause bieten, und so kauften sie ein Weibchen für ihn. Hansi war bis dato ein ruhiger, zurückhaltender Zeitgenosse gewesen, nun aber änderte sich ein Leben schlagartig. Das neue Weibchen ließ keinen Zweifel daran, wer die Hausherrin im Käfig war. Hansi musste sich ihrem strikten Regime unterordnen. Mit beiden Füßen stand sie im Futtertrog und hinderte Hansi am Fressen. Fressen durfte er nur noch mit ihrer Erlaubnis. Hansi fügte sich anscheinend willfährig. Aber eines Morgens lag das Weibchen tot am Boden des Käfigs. Hansi saß oben auf der Stange und schaute mich ganz unverwandt an. Von da an war er wieder der alte. Allerdings starb er bald darauf an Darmkrebs.

Die Sonne leuchtete bereits blutrot, als wir eine Zeltstadt erreichten. Die Schlingen um unsere Hälse wurde abgenommen, stattdessen wurden wir an Pfählen im Zentrum des Zeltkreises festgebunden. Noriega ließ mich flüsternd wissen, dass wir Gefangene der berüchtigten Kalja-

Amazonen seien. Sie kidnappten ständig Männer für ihre Armee. Die Kalja-Amazonen waren seit Jahrhunderten in eine erbitterte Fehde mit einer verfeindeten Sippe verstrickt. Die geraubten Männer mussten stellvertretend ihr Leben lassen im Kampf um die Vormachtstellung unter den Sippen. Allerdings, so warf Bartels ein, konnte man diesem Schicksal auch entgehen. Dazu bedürfe es jedoch gewisser Fähigkeiten. Die Amazonen glaubten nämlich nur, was sie in Büchern lesen konnten. Sie selbst konnten jedoch nicht schreiben. Sie konnten nur lesen. Deshalb brauchten sie einen Chronisten, der ihre Geschichte und die Geschichte der restlichen Menschheit zu Papier bringen konnte.

Man ließ uns drei Tage und drei Nächte am Pfahl darben. Zum Glück gab man uns ab und zu einen Schluck Wasser. Die Tortur diente dazu, so meinte Bartels, die Spreu vom Weizen zu trennen. Nur wer drei Tage am Pfahl in der Wüste überlebte war gesund genug für das Heer der Kaljakriegerinnen. Mit Bartels' Hilfe konnte ich dem Kriegerschicksal dennoch entgehen. Er hatte wohl erkannt, dass ich als Soldat nicht lange überleben würde und aus irgendeinem Grund wollte er mir helfen. Er erzählte Adamskaja, der Anführerin der Amazonen, von meinen angeblichen intimen Kenntnissen, die ich über die

Stadt Mysaka besitzen sollte.

Während Noriega und Bartels in den Krieg ziehen mussten, sollte ich die detaillierte Chronik Mysakas zu Papier bringen. Adamskaja versprach mir, dass ich nach Vollendung meines Werkes nach Barkardia gebracht und dort freigelassen würde. Es müssen jetzt um die drei Jahre sein, die ich schon an dem Band arbeite. Ich mache Fortschritte und obschon ich noch nie in Mysaka war und kaum etwas über die Stadt weiß, bin ich doch tief in meinem Innersten überzeugt, dass jedes Wort, welches ich zu Papier bringe, wahr ist.

Noriega ist inzwischen bei Kampfhandlungen ums Leben gekommen. Bartels gelang die Flucht. Hoffentlich sehe ich ihn nochmals wieder. Ich schulde ihm noch etwas.

Er nun nicht mehr

Himmelwärts strebt er nun nicht mehr
Er, der Bastard
ich deutete auf ihn
Himmelwärts - er - nun nicht mehr

Creative Commons Lizenz



Namensnennung — Nicht-kommerziell — Keine Bearbeitung 2.0

CREATIVE COMMONS IST KEINE RECHTSANWALTSGESELLSCHAFT UND LEISTET KEINE RECHTSBERATUNG. DIE WEITERGABE DIESES LIZENZENTWURFES FÜHRT ZU KEINEM MANDATSVERHÄLTNIS. CREATIVE COMMONS ERBRINGT DIESE INFORMATIONEN OHNE GEWÄHR. CREATIVE COMMONS ÜBERNIMMT KEINE GEWÄHRLEISTUNG FÜR DIE GELIEFERTEN INFORMATIONEN UND SCHLIEßT DIE HAFTUNG FÜR SCHÄDEN AUS, DIE SICH AUS IHREM GEBRAUCH ERGEBEN.

Lizenzvertrag

DAS URHEBERRECHTLICH GESCHÜTZTE WERK ODER DER SONSTIGE SCHUTZGEGENSTAND (WIE UNTEN BESCHRIEBEN) WIRD UNTER DEN BEDINGUNGEN DIESER CREATIVE COMMONS PUBLIC LICENSE („CCPL“ ODER „LIZENZVERTRAG“) ZUR VERFÜGUNG GESTELLT. DER SCHUTZGEGENSTAND IST DURCH DAS URHEBERRECHT UND/ODER EINSCHLÄGIGE GESETZE GESCHÜTZT.

DURCH DIE AUSÜBUNG EINES DURCH DIESEN LIZENZVERTRAG GEWÄHRTEN RECHTS AN DEM

SCHUTZGEGENSTAND ERKLÄREN SIE SICH MIT DEN LIZENZBEDINGUNGEN RECHTSVERBINDLICH EINVERSTANDEN. DER LIZENZGEBER RÄUMT IHNEN DIE HIER BESCHRIEBENEN RECHTE UNTER DER VORAUSSETZUNGEIN, DASS SIE SICH MIT DIESEN VERTRAGSBEDINGUNGEN EINVERSTANDEN ERKLÄREN.

1. Definitionen

a. Unter einer **„Bearbeitung"** wird eine Übersetzung oder andere Bearbeitung des Werkes verstanden, die Ihre persönliche geistige Schöpfung ist. Eine freie Benutzung des Werkes wird nicht als Bearbeitung angesehen.
b. Unter den **„Lizenzelementen"** werden die folgenden Lizenzcharakteristika verstanden, die vom Lizenzgeber ausgewählt und in der Bezeichnung der Lizenz genannt werden: „Namensnennung", „Nicht-kommerziell", „Weitergabe unter gleichen Bedingungen".
c. Unter dem **„Lizenzgeber"** wird die natürliche oder juristische Person verstanden, die den Schutzgegenstand unter den Bedingungen dieser Lizenz anbietet.
d. Unter einem **„Sammelwerk"** wird eine Sammlung von Werken, Daten oder anderen unabhängigen Elementen verstanden, die aufgrund der Auswahl oder Anordnung der Elemente eine persönliche geistige Schöpfung ist. Darunter fallen auch solche Sammelwerke, deren Elemente systematisch oder methodisch angeordnet und einzeln mit Hilfe elektronischer Mittel oder auf andere Weise zugänglich sind (Datenbankwerke). Ein Sammelwerk wird im Zusammenhang mit dieser Lizenz nicht als Bearbeitung (wie oben beschrieben) angesehen.

e. Mit **„SIE“** und **„Ihnen“** ist die natürliche oder juristische Person gemeint, die die durch diese Lizenz gewährten Nutzungsrechte ausübt und die zuvor die Bedingungen dieser Lizenz im Hinblick auf das Werk nicht verletzt hat, oder die die ausdrückliche Erlaubnis des Lizenzgebers erhalten hat, die durch diese Lizenz gewährten Nutzungsrechte trotz einer vorherigen Verletzung auszuüben.
f. Unter dem **„Schutzgegenstand“**wird das Werk oder Sammelwerk oder das Schutzobjekt eines verwandten Schutzrechts, das Ihnen unter den Bedingungen dieser Lizenz angeboten wird, verstanden
g. Unter dem **„Urheber“** wird die natürliche Person verstanden, die das Werk geschaffen hat.
h. Unter einem **„verwandten Schutzrecht“** wird das Recht an einem anderen urheberrechtlichen Schutzgegenstand als einem Werk verstanden, zum Beispiel einer wissenschaftlichen Ausgabe, einem nachgelassenen Werk, einem Lichtbild, einer Datenbank, einem Tonträger, einer Funksendung, einem Laufbild oder einer Darbietung eines ausübenden Künstlers.
i. Unter dem **„Werk“** wird eine persönliche geistige Schöpfung verstanden, die Ihnen unter den Bedingungen dieser Lizenz angeboten wird.

2. Schranken des Urheberrechts. Diese Lizenz lässt sämtliche Befugnisse unberührt, die sich aus den Schranken des Urheberrechts,aus dem Erschöpfungsgrundsatz oder anderen Beschränkungen der Ausschließlichkeitsrechte des Rechtsinhabers ergeben.

3. Lizenzierung. Unter den Bedingungen dieses Lizenzvertrages räumt Ihnen der Lizenzgeber ein

lizenzgebührenfreies, räumlich und zeitlich (für die Dauer des Urheberrechts oder verwandten Schutzrechts) unbeschränktes einfaches Nutzungsrecht ein, den Schutzgegenstand in der folgenden Art und Weise zu nutzen:

a. den Schutzgegenstand in körperlicher Form zu verwerten, insbesondere zu vervielfältigen, zu verbreiten und auszustellen;
b. den Schutzgegenstand in unkörperlicher Form öffentlich wiederzugeben, insbesondere vorzutragen, aufzuführen und vorzuführen, öffentlich zugänglich zu machen, zu senden, durch Bild- und Tonträger wiederzugeben sowie Funksendungen und öffentliche Zugänglichmachungen wiederzugeben;
c. den Schutzgegenstand auf Bild- oder Tonträger aufzunehmen, Lichtbilder davon herzustellen, weiterzusenden und in dem in a. und b. genannten Umfang zu verwerten;

Die genannten Nutzungsrechte können für alle bekannten Nutzungsarten ausgeübt werden. Die genannten Nutzungsrechte beinhalten das Recht, solche Veränderungen an dem Werk vorzunehmen, die technisch erforderlich sind, um die Nutzungsrechte für alle Nutzungsarten wahrzunehmen. Insbesondere sind davon die Anpassung an andere Medien und auf andere Dateiformate umfasst.

4. Beschränkungen. Die Einräumung der Nutzungsrechte gemäß Ziffer 3 erfolgt ausdrücklich nur unter den folgenden Bedingungen:

a. Sie dürfen den Schutzgegenstand ausschließlich unter den Bedingungen dieser Lizenz vervielfältigen, verbreiten oder öffentlich wiedergeben, und Sie müssen stets eine Kopie oder die vollständige

Internetadresse in Form des Uniform-Resource-Identifier (URI) dieser Lizenz beifügen, wenn Sie den Schutzgegenstandvervielfältigen, verbreiten oder öffentlich wiedergeben. Sie dürfen keine Vertragsbedingungen anbieten oder fordern, die die Bedingungen dieser Lizenz oder die durch sie gewährten Rechte ändern oder beschränken. Sie dürfen den Schutzgegenstand nicht unterlizenzieren. Sie müssen alle Hinweise unverändert lassen, die auf diese Lizenz und den Haftungsausschluss hinweisen. Sie dürfen den Schutzgegenstand mit keinen technischen Schutzmaßnahmen versehen, die den Zugang oder den Gebrauch des Schutzgegenstandes in einer Weise kontrollieren, die mit den Bedingungen dieser Lizenz im Widerspruch stehen. Die genannten Beschränkungen gelten auch für den Fall, dass der Schutzgegenstand einen Bestandteil eines Sammelwerkes bildet; sie verlangen aber nicht, dass das Sammelwerk insgesamt zum Gegenstand dieser Lizenz gemacht wird. Wenn Sie ein Sammelwerk erstellen, müssen Sie - soweit dies praktikabel ist - auf die Mitteilung eines Lizenzgebers oder Urhebers hin aus dem Sammelwerk jeglichen Hinweis auf diesen Lizenzgeber oder diesen Urheber entfernen. Wenn Sie den Schutzgegenstand bearbeiten, müssen Sie - soweit dies praktikabel ist- auf die Aufforderung eines Rechtsinhabers hin von der Bearbeitung jeglichen Hinweis auf diesen Rechtsinhaber entfernen.

b. Sie dürfen die in Ziffer 3 gewährten Nutzungsrechte in keiner Weise verwenden, die hauptsächlich auf einen geschäftlichen Vorteil oder eine vertraglich geschuldete geldwerte Vergütung abzielt oder darauf gerichtet ist. Erhalten Sie im Zusammenhang mit der Einräumung der Nutzungsrechte ebenfalls einen

Schutzgegenstand, ohne dass eine vertragliche Verpflichtung hierzu besteht, so wird dies nicht als geschäftlicher Vorteil oder vertraglich geschuldete geldwerte Vergütung angesehen, wenn keine Zahlung oder geldwerte Vergütung in Verbindung mit dem Austausch der Schutzgegenstände geleistet wird (z.B. File-Sharing).

c. Wenn Sie den Schutzgegenstand oder ein Sammelwerk vervielfältigen, verbreiten oder öffentlich wiedergeben, müssen Sie alle Urhebervermerke für den Schutzgegenstand unverändert lassen und die Urheberschaft oder Rechtsinhaberschaft in einer der von Ihnen vorgenommenen Nutzung angemessenen Form anerkennen, indem Sie den Namen (oder das Pseudonym, falls ein solches verwendet wird) des Urhebers oder Rechteinhabers nennen, wenn dieser angegeben ist. Dies gilt auch für den Titel des Schutzgegenstandes, wenn dieser angeben ist, sowie - in einem vernünftigerweise durchführbaren Umfang - für die mit dem Schutzgegenstand zu verbindende Internetadresse in Form des Uniform-Resource-Identifier (URI), wie sie der Lizenzgeber angegeben hat, sofern dies geschehen ist, es sei denn, diese Internetadresse verweist nicht auf den Urhebervermerk oder die Lizenzinformationen zu dem Schutzgegenstand. Ein solcher Hinweis kann in jeder angemessenen Weise erfolgen, wobei jedoch bei einer Datenbank oder einem Sammelwerk der Hinweis zumindest an gleicher Stelle und in ebenso auffälliger Weise zu erfolgen hat wie vergleichbare Hinweise auf andere Rechtsinhaber.

d. Obwohl die gemäss Ziffer 3 gewährten Nutzungsrechte in umfassender Weise ausgeübt werden dürfen, findet diese Erlaubnis ihre

gesetzliche Grenze in
den Persönlichkeitsrechten der Urheber und ausübenden Künstler, deren berechtigte geistige und persönliche Interessen bzw. deren Ansehen oder Ruf nicht dadurch gefährdet werden dürfen, dass ein Schutzgegenstand über das gesetzlich zulässige Maß hinaus beeinträchtigt wird.

5. Gewährleistung. Sofern dies von den Vertragsparteien nicht anderweitig schriftlich vereinbart,, bietet der Lizenzgeber keine Gewährleistung für die erteilten Rechte, außer für den Fall, dass Mängel arglistig verschwiegen wurden. Für Mängel anderer Art, insbesondere bei der mangelhaften Lieferung von Verkörperungen des Schutzgegenstandes, richtet sich die Gewährleistung nach der Regelung, die die Person, die Ihnen den Schutzgegenstand zur Verfügung stellt, mit Ihnen außerhalb dieser Lizenz vereinbart, oder - wenn eine solche Regelung nicht getroffen wurde - nach den gesetzlichen Vorschriften.

6. Haftung. Über die in Ziffer 5 genannte Gewährleistung hinaus haftet Ihnen der Lizenzgeber nur für Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit.

7. Vertragsende

a. Dieser Lizenzvertrag und die durch ihn eingeräumten Nutzungsrechte enden automatisch bei jeder Verletzung der Vertragsbedingungen durch Sie. Für natürliche und juristische Personen, die von Ihnen eine Datenbank oder ein Sammelwerk unter diesen Lizenzbedingungen erhalten haben, gilt die Lizenz jedoch weiter, vorausgesetzt, diese natürlichen oder juristischen Personen erfüllen sämtliche Vertragsbedingungen. Die Ziffern 1, 2, 5, 6, 7 und 8 gelten bei einer Vertragsbeendigung fort.
b. Unter den oben genannten Bedingungen erfolgt die

Lizenz auf unbegrenzte Zeit (für die Dauer des Schutzrechts). Dennoch behält sich der Lizenzgeber das Recht vor, den Schutzgegenstand unter anderen Lizenzbedingungen zu nutzen oder die eigene Weitergabe des Schutzgegenstandes jederzeit zu beenden, vorausgesetzt, dass solche Handlungen nicht dem Widerruf dieser Lizenz dienen (oder jeder anderen Lizenzierung, die auf Grundlage dieser Lizenz erfolgt ist oder erfolgen muss) und diese Lizenz wirksam bleibt, bis Sie unter den oben genannten Voraussetzungen endet.

8. Schlussbestimmungen

a. Jedes Mal, wenn Sie den Schutzgegenstand vervielfältigen, verbreiten oder öffentlich wiedergeben, bietet der Lizenzgeber dem Erwerber eine Lizenz für den Schutzgegenstand unter denselben Vertragsbedingungen an, unter denen er Ihnen die Lizenz eingeräumt hat.
b. Sollte eine Bestimmung dieses Lizenzvertrages unwirksam sein, so wird die Wirksamkeit der übrigen Lizenzbestimmungen dadurch nicht berührt, und an die Stelle der unwirksamen Bestimmung tritt eine Ersatzregelung, die dem mit der unwirksamen Bestimmung angestrebten Zweck am nächsten kommt.
c. Nichts soll dahingehend ausgelegt werden, dass auf eine Bestimmung dieses Lizenzvertrages verzichtet oder einer Vertragsverletzung zugestimmt wird, so lange ein solcher Verzicht oder eine solche Zustimmung nicht schriftlich vorliegen und von der verzichtenden oder zustimmenden Vertragspartei unterschrieben sind
d. Dieser Lizenzvertrag stellt die vollständige Vereinbarung zwischen den Vertragsparteien